

Sieg über Frankreich





FRANKREICH
ATLANTISCHER OZEAN
DER KANAL
SPANIEN
PLYMOUTH
PORTLAND
PORTSMOUTH
CHERBOURG
LE HAVRE
CAEN
BREST
RENNES
ST. NAZAIRE
NANTES
TOURS
LOIRE
LA ROCHELLE
ROCHEFORT
BORDEAUX
DORDO
GARONNE
BIARRITZ
BILBAO
IRUN
8
6
4
2
0
50
48
46
44



DÜNKIRCHEN
GENT
BRÜSSEL
KÖLN
AACHEN
CALAIS
BOULOGNE
BELGIEN
LILLE
MAAS
LÜTTICH
MALMEDY
FRANKFURT a/M.
ABBEVILLE
ARRAS
SOMME
MOSEL
AMIENS
ST. QUENTIN
TRIER
LUXEMBG.
DEUTSCH
REICH
LAON
SEDAN
COMPIEGNE
OISE
AISNE
SOISSONS
SAARBRÜCKEN
REIMS
VERDUN
METZ
KARLSRUHE
PARIS
MARNE
CHALONS s/M
TOUL
NANCY
STUTTGART
VERSAILLES
VITRY LE FR.
ST. DIZIER
STRASSBURG
RHEIN
SEINE
TROYES
FREIBURG
ORLEANS
MÜLHAUSEN
BELFORT
BASEL
ZÜRICH
DIJON
BESANÇON
BOURGES
SCHWEIZ
BERN
LE CREUSOT
SAÔNE
GENF
VICHY
CLERMOND FERRAND
LYON
MAILAND
Mt Blanc
ST. ETIENNE
TURIN
GRENOBLE
ITALIEN
RHONE
GENUA
AVIGNON
NIZZA
MONTPELLIER
TOULOUSE
MARSEILLE
TOULON
MITTELMEER
PERPIGNAN
2
4
6
8
10
50
48
46

Sieg über Frankreich

Berichte und Bilder

Herausgegeben vom

OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

ZEITGESCHICHTE-VERLAG WILHELM ANDERMANN

BERLIN W 35

46.—100. Tausend
 Printed in Germany. »Astoria« Druck- und Verlagsanstalt, Wien

Einleitung

Der Feldzug im Westen, der, nachdem sich die feindlichen Heere durch acht Kriegsmonate Gewehr bei Fuß gegenübergestanden hatten, im Zeitraum von sechs Wochen neben der Besetzung von Holland und Belgien und der Verjagung der britischen Expeditionsarmee vom europäischen Festland zur völligen Besiegung Frankreichs führte, hat als Waffenerfolg selbst in der deutschen Kriegsgeschichte nicht seinesgleichen. Auch wer die in kurzen Jahren aus dem Hunderttausendmannheer des Versailler Vertrags zur stärksten Armee der Welt entwickelte deutsche Wehrmacht auf Grund der soldatischen Befähigung der deutschen Nation und ihrer unvergleichlichen militärischen Tradition hoch bewertete, konnte nicht mit einem so raschen und vollständigen Siege rechnen. Der Deutsche verfügte den französisch-englischen Kräften gegenüber, denen vom Augenblick der Grenzüberschreitung an die holländische und belgische Armee zuzurechnen waren, über keine zahlenmäßige Überlegenheit. Er war nicht durch eine günstige strategische Ausgangsstellung bevorzugt. Ein erheblicher Teil der französischen Front stützte sich auf die als unüberwindlich geltende Maginotlinie. Auch die französische Armee durfte sich einer glorreichen Tradition rühmen, und die Erfahrungen des Weltkrieges hatten den Engländer trotz unzulänglicher Ausbildung und oft mangelhafter Führung als zähen und todesverachtenden Gegner erwiesen. So schienen die Schalen an der Waage des Kriegsgeschicks gleich belastet. Dem unparteiischen Beobachter mochte die Rechnung der Westmächte nicht unbegründet scheinen, die davon ausging, daß deren unbegrenzte Hilfsmittel ihnen je länger je mehr die Überlegenheit über das, wenn auch unvollkommen, blockierte Deutschland sichern müßten und eine deutsche Offensive mit ihrem als unermeßlich veranschlagten Materialverbrauch den Alliierten in die Hände arbeiten werde. Dabei war freilich das Steckenbleiben des deutschen Angriffs vorausgesetzt, auf das man aber um so mehr zählen zu dürfen glaubte, als das strategische Denken des Gegners sich trotz der Erfahrungen in Polen und Norwegen nicht von Weltkriegsanalogien zu lösen vermochte.

Aber dann verlief alles auf eine Weise anders, die den Flug der kühnsten Einbildungskraft übertraf. Am 10. Mai überschritten die deutschen Armeen die holländische, belgische und luxemburgische Grenze. Bereits am fünften Tage der Offen-

sive erteilte der holländische Befehlshaber seinen Truppen den Befehl zur Einstellung des Kampfes. Am 28. Mai kapitulierte die belgische Armee bedingungslos. Drei Wochen nach Beginn der Offensive waren die 1., 7. und 9. französische Armee — Elitetruppen, darunter fast die gesamten motorisierten Formationen der Franzosen — aufgerieben, das britische Expeditionsheer ins Meer geworfen. Am 4. Juni fiel Dünkirchen, die letzte noch in Feindeshand befindliche Seefestung in Flandern. Am 14. Juni marschierten die deutschen Truppen in Paris ein. Drei Tage später erklärte Marschall Pétain als Haupt der französischen Regierung, Frankreich müsse die Waffen niederlegen. Der 21. Juni brachte den Abschluß des Waffenstillstandes im Walde von Compiègne.

Diese wahrhaft unfaßbaren Erfolge wurden mit verhältnismäßig geringen, mit Weltkriegsziffern nicht vergleichbaren Verlusten und einem Materialaufwand erkauft, der durch die riesenhafte Beute mehr als wettgemacht war. Die deutsche Wehrmacht ging gestärkt und an Kriegserfahrung und Siegesgewißheit bereichert aus einem Ringen hervor, das England eine Armee gekostet und den kontinentalen Gegner Frankreich ausgeschaltet hatte.

Es wird der Geschichtsschreiber und Dichter einer Generation bedürfen, um das Geschehen dieser Wochen aufzuzeichnen und zu gestalten. Aufgabe der hier gesammelten und mit blutigen Opfern der oft in vorderster Linie eingesetzten Frontberichter erkauften Aufzeichnungen ist es, den Truppen, die im Westen kämpften, einen ersten Lorbeerkranz zu flechten und dem deutschen Volk aus erster Hand eine Vorstellung zu geben von den wesentlichen Etappen eines Feldzuges, der ein so überraschend anderes Gesicht trug als die Kampfbilder, die in der Erinnerung der Weltkriegsgeneration, oft unter gleichen Namen, lebendig sind. Lüttich — Longwy — Maasübergang — Marne — Langemarck — Verdun — Somme — Hartmannsweiler Kopf — Donon — nicht zuletzt Compiègne: Namen, beschwert von dem Gedenken an glorreiches, blutiges, schmerzliches Geschehen. Die düsteren Züge, welche viele von ihnen im deutschen Bewußtsein tragen, prägt der Siegeslauf von 1940 um und löst so eine Schuld gegenüber den Gefallenen des Weltkrieges ein, an deren Löschung manch einer der Kämpfer von damals teilhaben durfte.

Es ist natürlich, daß der Sieg über Frankreich dem deutschen Bewußtsein in erster Linie als ein Gegenschlag gegen Versailles erscheint. Zwar hatte der Deutsche in dem Wunsch, mit dem westlichen Nachbarn in Frieden zu leben, das Seine getan, um einen Strich unter das Geschehene zu ziehen. Der Schmerz um den Verlust der Reichslande wurde verdrängt. Man kann ohne Übertreibung feststellen, daß eine Revanchestimmung im deutschen Volk keinen Boden hatte, so daß es in die neue Auseinandersetzung mit dem „Erbfeind" stimmungsmäßig mit der Front nicht gegen diesen, sondern gegen England eintrat. Aber unter der Oberfläche schwärte die Wunde, und der Friedensvertrag wie die französische Politik haben alles getan, um sie nicht zum Heilen kommen zu lassen.

Frankreich hat in dem Gedeihen Deutschlands stets eine Bedrohung seiner eigenen Existenz oder mindestens der von ihm beanspruchten Vormachtstellung in Europa gesehen. In den Anweisungen an Choiseul, Gesandten Ludwigs XV. in Wien, heißt es: „Das politische Ziel der Krone Frankreichs ist es immer gewesen und ist es noch: in Europa die erste Rolle zu spielen, die ihrem Alter, ihrer Würde und ihrer Größe zukommt, und jede Macht herabzudrücken, die versuchen sollte, sich über die ihrige zu erheben." Die konkurrierende Macht, die es dabei durch die Jahrhunderte in erster Linie im Auge hat, ist naturgemäß der deutsche Nachbar. Damit ergibt sich von der Scheidung des Reiches Karls des Großen in zwei Hälften im Vertrag von Mersen (870) bis auf unsere Tage die aggressiv feindliche Haltung des nach dem Rhein und mit ihm nach der Hegemonie in Europa strebenden Westreiches gegen das Reich der Mitte. Die Schicksalhaftigkeit dieser Konflikte und die Folgerichtigkeit der französischen Politik wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß, kaum daß es ein „Frankreich" gibt, dessen elementarer Gegensatz gegen das Ostfrankenreich zum Ausdruck kommt. Schon wenige Jahre nach Mersen führt Karl der Kahle seine Vasallen in den Kampf gegen die Söhne Ludwigs des Deutschen und läßt diesen sagen, er käme mit so vielen Pferden, daß sie den Rhein aussaufen könnten. Seine Niederlage bei Andernach (876), die erste blutige Auseinandersetzung zwischen Deutsch und Welsch, rettet dem Reich der Deutschen den Rhein.

Aber die französischen Aspirationen bleiben die gleichen. Von Andernach bis Versailles führt ein gerader Weg. Je mehr sich Frankreich zum imperial gerichteten Einheitsstaat ausformt, desto drängender wird sein Wunsch nach den „klassischen" Grenzen des cäsarischen Galliens, desto nachdrücklicher strebt es danach, den Rhein zu beherrschen und das auf das Ostufer des Stromes verwiesene Deutschland in einen Zustand der Ohnmacht zu versetzen. Denn darin sieht es die einzig denkbare Befriedigung des Strebens nach Sicherheit, das keine moderne französische Dekadenzerscheinung ist, sondern den Franzosen im Blut steckt, seit Ariovist seine Sueven über den Rhein führte, ja seit die Zimbern und Teutonen wie ein Naturereignis über die Côte d'Or in das Innere Galliens einbrachen. „Unter der Hand die Angelegenheiten Deutschlands in den größtmöglichen Schwierigkeiten halten", so formulierte Marillac, Unterhändler König Heinrich II. (1547—1559) den durch die gesamte französische Geschichte leitenden Grundsatz der französischen Politik. Offene Kriege mit dem Reich suchte man wenn möglich zu vermeiden, und auch maßlose ostrheinische Eroberungen lagen nicht im französischen Programm; als der Korse Napoleon dies überschritt, geschah es zu seinem Verderben. Aber man wünschte und förderte die Zersetzung des Deutschen Reichs mit Hilfe des Systems des Schutzes der deutschen „Freiheiten" — mit welchem Erfolg, zeigt der Westfälische Frieden (1648), der als Abschluß des Dreißigjährigen Krieges das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in 350 Staaten auflöste und dem König von Frank-

reich im Reich mehr Einfluß sicherte, als ihn der Kaiser selber hatte. Hatte jener sich doch sogar das Recht vorbehalten, sich auf dem deutschen Reichstag durch einen Bevollmächtigten vertreten zu lassen, dessen Aufgabe es war, die Arbeiten der Versammlung zu überwachen und ihre Diskussionen zugunsten des französischen Staates zu lenken. So und nur so glaubte man, die Barbarengefahr zu bannen und die Zivilisation sichern zu können.

Die Methode bewährte sich. Sie blieb bis ins 19. Jahrhundert in Kraft, wie die Rheinbundpolitik Napoleons I. bezeugt, und die Gründung des Bismarckschen Reichs, womit der gefürchtete mitteleuropäische Gegenspieler in neuer Form wieder auferstanden war, wurde nur durch das „Versehen" der französischen Politik ermöglicht, eine Geschichtsminute zu spät gewahr geworden zu sein, daß Frankreich nicht mehr in Habsburg, sondern in Preußen den deutschen Gegner zu sehen habe. So blieb es im Dänischen Kriege neutral, und so stand die französische öffentliche Meinung 1866 ausgesprochen auf seiten Preußens, ja Paris illuminierte für dessen Sieg über Österreich bei Königgrätz.

Der Weltkrieg schien Frankreich noch einmal die Möglichkeit zu bieten, das Versäumte nachzuholen. Die Rheingrenze wurde mindestens am Oberrhein wieder erreicht. Deutschland war zu Boden geworfen und entwaffnet. Der Friedensvertrag war darauf abgestellt, seine Wiederaufrichtung hintanzuhalten und das Erreichte mit Hilfe der Völkerbundsmaschinerie und neugeschaffener französischer Vasallenstaaten zu sichern. Aber das Entscheidende mißlang: Rheinland und Pfalz blieben deutsch. Die deutsche Einheit blieb nicht nur erhalten, sondern ging gefestigt aus Umsturz und Notzeit hervor.

So war der Triumph Frankreichs trotz scheinbar unbeschränkten Machtzuwachses zum Pyrrhussieg geworden, dessen es nicht froh wurde. Von dem Aderlaß der vier blutigen Jahre hat es sich nie mehr völlig erholt, während die Vitalität Deutschlands sich ungebrochen zeigte. Die Volkskraft der beiden Nachbarstaaten stand im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Machtstellung. Am Ausgang des Dreißigjährigen Krieges betrug der Anteil Frankreichs an der Einwohnerzahl Europas etwa 20%, bei Beginn des jetzigen Krieges nur noch 8%. Von 1800 bis 1930 stieg die Bevölkerung im Gebiet der Nachkriegsgrenzen des Deutschen Reiches von 25 auf 66 Millionen, die Frankreichs von 28 auf nur 41 Millionen. Das erklärt den Wunsch Frankreichs, im Kriegsfall ein verbündetes Menschenreservoir zur Verfügung zu haben, ein Bedürfnis, das im Weltkrieg durch Rußland und, als dieses ausfiel, durch die Vereinigten Staaten befriedigt wurde, während England 1940 weder bereit noch in der Lage war, die Lücke zu füllen. Das in Versailles errichtete allzu künstliche Gebäude der Sicherung aber erwies sich bald als brüchig und war zu Fall gebracht, ehe der neue Waffengang begann. Damit aber war, da auch die altbewährte französische Kriegskunst sich nicht zu verjüngen vermocht hatte, dessen Ausgang entschieden.

Frankreich, das sich so gerne seiner Abkunft von Karl dem Großen erinnert, ist sich nie bewußt geworden, daß ihm aus dem Erbe des großen Frankenkaisers das gewichtigste Gut nicht zuteil geworden ist: die europäische Verantwortung, die Deutschland als dem Kolonisator des europäischen Herzlandes und dem Beschützer des Erdteils gegen die Stürme aus dem Osten als unveräußerliche geschichtliche Aufgabe zufiel. Die Methode, die Frankreich die Vorherrschaft sichern sollte, war die Schaffung und Erhaltung einer europäischen Anarchie, während Deutschlands Machtanspruch unlösbar ist von der Verpflichtung auf die Herstellung einer organischen Ordnung in Europa. Darum kommt Deutschland das letzte Wort in dem tragischen Dialog zwischen Ost- und Westreich zu, der durch zwei Jahrtausende die Geschichte als eine waffenklirrende Auseinandersetzung durchzieht.

Wie dem einzelnen, so kann es auch einem Volk geschehen, daß, was oft mit dem Einsatz der Existenz erstrebt und nicht erreicht wurde, ihm eines Tages gewissermaßen nebenbei zufällt. Das deutsche Volk war ausgezogen, um England zu schlagen, und nach Wochen, die schon heute wie ein Traum scheinen, ist ihm ein Sieg über Frankreich zuteil geworden, der nicht nur die Schmach von 1918 sühnt, sondern das älteste und schwerste Problem deutscher Geschichte seiner Lösung nahebringt. Der Rhein, „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", der für Frankreich stets nur politisch-strategisches Ziel war, für den Deutschen aber ein mit der Kraft des Mythos umkleidetes Symbol ist, an das von jeher sein Schicksal geknüpft war, fließt wieder zwischen deutschen Ufern.

Der Kampf gegen England geht weiter. Aber während der Wille des Volkes auf den Sieg gerichtet bleibt, der noch im Felde liegt, sei es sich, wenn ihm vom Krieg im Westen berichtet wird, bewußt, daß dort nicht nur der deutsche Soldat zu manchem alten Lorbeer neuen fügte, sondern daß in jenen Frühsommertagen des Jahres 1940 auch die letzte Runde in dem ältesten Spiel europäischer Geschichte gespielt — und von Deutschland gewonnen wurde.

Den Erfolg, der ihm 1918 nach vier mit glorreichen Waffentaten erfüllten Jahren entglitt, dankt es heute seinem Führer: Er schenkte den Deutschen die stärkste Wehrmacht der Welt und führte diese in einem Feldzug, der einem Triumphzug gleichkam, zum Sieg über Frankreich.

Der Führer verkündete vor dem Großdeutschen Reichstag am 19. Juli 1940:

Ich habe mich entschlossen, als Führer und Oberster Befehlshaber der deutschen Wehrmacht die Ehrung der verdientesten Generale vor jenem Forum vorzunehmen, das in Wahrheit die Vertretung des ganzen deutschen Volkes ist. Ich muß nun an die Spitze jenen Mann stellen, bei dem es mir schwer fällt, den genügenden Dank für die Verdienste zu finden, die seinen Namen mit der Bewegung, dem Staat und vor allem der deutschen Luftwaffe verbinden.

Seit der Gründungszeit der SA. ist Parteigenosse **Göring** mit der Entwicklung und dem Aufstieg der Bewegung verbunden. Seit der Übernahme der Macht haben seine Arbeitskraft und Verantwortungsfreudigkeit für das deutsche Volk und das Deutsche Reich auf zahlreichen Gebieten Leistungen vollbracht, die aus der Geschichte unseres Volkes und Reiches nicht weggedacht werden können.

Seit dem Wiederaufbau der deutschen Wehrmacht wurde er zum Schöpfer der deutschen Luftwaffe. Es ist nur wenig Sterblichen gegeben, im Zuge eines Lebens ein militärisches Instrument aus dem Nichts zu schaffen und zur stärksten Waffe ihrer Art in der Welt zu entwickeln. Er hat ihr vor allem seinen Geist gegeben.

Generalfeldmarschall Göring hat schon als Schöpfer der deutschen Luftwaffe, als einzelner Mann den höchsten Beitrag für den Neuaufbau der deutschen Wehrmacht geleistet. Er hat als Führer der deutschen Luftwaffe im bisherigen Verlauf des Krieges mit die Voraussetzungen zum Sieg geschaffen.

Seine Verdienste sind einmalige! Ich ernenne ihn daher zum Reichsmarschall des Großdeutschen Reiches und verleihe ihm das Großkreuz des Eisernen Kreuzes.

Für die Verdienste um den Sieg der deutschen Waffen im Kampf für die Freiheit und Zukunft unseres Großdeutschen Reiches befördere ich nun:

den Oberbefehlshaber des Heeres Generaloberst von **Brauchitsch** zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von **Rundstedt**, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten Ritter von **Leeb**, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von **Bock**, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten List, Oberbefehlshaber der 12. Armee, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Kluge, Oberbefehlshaber der 4. Armee, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Witzleben, Oberbefehlshaber der 1. Armee, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Reichenau, Oberbefehlshaber der 6. Armee, zum Generalfeldmarschall.

Ich befördere:

den General Halder, Chef des Generalstabes des Heeres, zum Generaloberst,

den General Dollmann, Oberbefehlshaber der 7. Armee, zum Generaloberst,

den General Freiherr von Weichs, Oberbefehlshaber der 2. Armee, zum Generaloberst,

den General von Küchler, Oberbefehlshaber der 18. Armee, zum Generaloberst,

den General Busch, Oberbefehlshaber der 16. Armee, zum Generaloberst,

den General Strauß, Oberbefehlshaber der 9. Armee, zum Generaloberst,

den General von Falkenhorst, Militärbefehlshaber in Norwegen, zum Generaloberst,

den General von Kleist, Kommandierender General des XXII. AK., zum Generaloberst,

den General Ritter von Schobert, Kommandierender General des VII. AK., zum Generaloberst,

den General Guderian, Kommandierender General des XIV. AK., zum Generaloberst,

den General Hoth, Kommandierender General des XV. AK., zum Generaloberst,

den General Haase, Kommandierender General des III. AK., zum Generaloberst,

den General Hoeppner, Kommandierender General des XVI. AK., zum Generaloberst,

den General Fromm, Chef der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres, zum Generaloberst;

unter Berücksichtigung der einmaligen Verdienste befördere ich:

Generalleutnant Dietl, Kommandierender General des Gebirgskorps in Norwegen, zum General der Infanterie und verleihe ihm als ersten Offizier der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Unter Vorbehalt einer späteren Gesamtwürdigung der Führer und Offiziere der Reichskriegsmarine befördere ich:

Admiral Carls, den Kommandierenden Admiral der Marine-Station Ostsee, zugleich Marine-Gruppenbefehlshaber Ost, zum Generaladmiral.

In Ansehung der einmaligen Leistungen der deutschen Luftwaffe befördere ich:

den Generalobersten Milch zum Generalfeldmarschall,
den General der Flieger Sperrle zum Generalfeldmarschall,
den General der Flieger Kesselring zum Generalfeldmarschall.

Ich befördere:

den General der Flieger Stumpff zum Generaloberst,
den General der Flieger Grauert zum Generaloberst,
den General der Flieger Keller zum Generaloberst,
den General der Flakartillerie Weise zum Generaloberst,
den General der Flieger Udet zum Generaloberst.

Ich befördere weiter zu Generalen der Flieger:

den Generalleutnant Geißler,
den Generalmajor Jeschonnek,
den Generalleutnant Loerzer,
den Generalleutnant Ritter von Greim,
und Generalmajor Frhrn. von Richthofen.

In meinem Oberkommando befördere ich:

den Generaloberst Keitel zum Generalfeldmarschall,
den Generalmajor Jodl zum General der Artillerie.

Indem ich diese Beförderungen anläßlich der erfolgreichsten Feldzüge unserer Geschichte vor diesem Forum und damit vor der ganzen deutschen Nation ausspreche, ehre ich dadurch die gesamte Wehrmacht des nationalsozialistischen Großdeutschen Reiches.

Kriegschronik

Kriegschronik*)

10. Mai

Die deutschen Truppen überschreiten um 5.30 Uhr die holländische, belgische und luxemburgische Grenze. Feindlicher Widerstand in Grenznähe wird überall im scharfen Zugriff gebrochen. Trotz Zerstörung zahlreicher Brücken aller Art schreitet der Angriff rasch fort. An verschiedenen Plätzen sind Fallschirm- und Luftlandetruppen abgesetzt.

Verbände der Luftwaffe unterstützen in rollendem Einsatz das Vorgehen des Heeres durch Angriff auf Befestigungsanlagen und Stellungsbauten, Marschkolonnen, Truppenlager und Straßen, Eisenbahnlinien und Brücken. 72 Flugplätze werden angegriffen, 300—400 feindliche Flugzeuge am Boden vernichtet, zahlreiche Flugplatzanlagen und Hallen durch Brände und Explosionen zerstört. Der Feind verliert in Luftkämpfen 23 Flugzeuge.

11. Mai

In engem Zusammenwirken zwischen Heer und Luftwaffe ist der deutsche Angriff auf der gesamten Front in raschem Fortschreiten.

Im Norden von Holland besetzen die deutschen Truppen die Provinz Groningen. Harlingen und die Ostküste der Zuidersee werden erreicht.

Nach dem Durchstoßen der Ysselstellung wird im Vorgehen nach Westen die Grebbelinie und weiter südlich die Peelstellung durchbrochen. Zwischen Hasselt und Maastricht wird der Übergang über den Albertkanal erzwungen. Das stärkste Fort der Festung Lüttich, Eben Emael, das die Übergänge über die Maas und den Albertkanal bei und westlich Maastricht beherrscht, fällt in deutsche Hand. Der Kommandant und die Besatzung von 1000 Mann werden gefangen genommen. Vor Lüttich dringen die deutschen Truppen teilweise tief in das Festungsvorfeld ein.

Auch die durch Südbelgien vorgehenden Teile des deutschen Heeres gewinnen trotz feindlichen Widerstandes rasch Boden. Ganz Luxemburg ist in deutscher Hand.

---

*) Die folgende Kriegschronik enthält in enger Anlehnung an die deutschen Wehrmachtberichte die wichtigsten täglichen Meldungen über den Verlauf der Schlacht im Westen vom Überschreiten der Grenze bis zum Abschluß des Waffenstillstandes. Für die Einzelheiten wird auf den Text der Wehrmachtberichte verwiesen.

An der belgisch-holländischen Küste werden Seestreitkräfte, Transportschiffe und Ausladungen durch Bomben angegriffen, in Vlissingen drei Transportschiffe und ein Tankdampfer getroffen.

Der Verlust an feindlichen Flugzeugen beläuft sich etwa auf 300.

12. Mai

Der Angriff im Westen macht gute Fortschritte.

In Holland gehen deutsche Truppen westlich des Süd-Willem-Kanals vor und stellen die Verbindung mit den um Rotterdam auf dem Luftweg gelandeten Truppen her.

In Belgien wird auch nordwestlich Hasselt der Übergang über den Albert-Kanal erzwungen. Westlich Lüttich sind deutsche Truppen nördlich der Maas im Vorgehen nach Westen. Westlich der Ourthe und in Südbelgien werden französische Truppen geworfen.

Südlich Saarbrücken und südöstlich Zweibrücken werden die deutschen Stellungen vorverlegt.

Die Luftwaffe setzt erfolgreich ihren großen Kampf um die Luftüberlegenheit über dem westlichen Operationsgebiet fort. Insgesamt werden etwa 320 feindliche Flugzeuge vernichtet.

Auch auf See erleidet der Feind starke Einbuße. Vor der holländischen Küste wird ein Kreuzer schwer beschädigt, ein Kreuzer der ‚Southampton'-Klasse sowie ein Transporter von 15000 Tonnen werden versenkt und sieben weitere Handelsschiffe in Brand geschossen.

13. Mai

In Holland wird der Einbruch in die Grebbelinie erweitert und in Richtung Utrecht Raum gewonnen. Weitere Kräfte werden von Süden her in die „Festung Holland" hineingeführt. Südlich Rotterdam, das von den deutschen Truppen erreicht ist, wird Rosendaal genommen.

In Belgien wird der Turnhoutkanal südostwärts der gleichnamigen Stadt überschritten und südlich die Große Gette erreicht. Nördlich Namur stoßen deutsche Panzerkräfte den auf die befestigte Dylestellung zurückgehenden feindlichen Panzern nach.

Die Stadt Lüttich wird genommen. Auf der Zitadelle weht die deutsche Flagge.

Im Raum der Linie südlich Lüttich—Namur wird die Maas zwischen Namur und Givet erreicht. Auch in Südbelgien vollzieht sich der Vormarsch rasch und planmäßig. Die französisch-luxemburgische und französisch-belgische Grenze ist bis in Höhe von Mézières-Charleville fast überall erreicht und an vielen Stellen überschritten. Auch auf französischem Gebiet wird die Maas überschritten.

In Erweiterung der Angriffserfolge vom 12. Mai erfolgt ein Einbruch in die feindliche Stellung in Gegend Merzig und südlich Pirmasens.

Die Verluste der feindlichen Flugwaffe betragen etwa 150 Flugzeuge.

14. Mai

Nach der Kapitulation von Rotterdam und angesichts der bevorstehenden Bedrohung der holländischen Hauptstadt gibt der holländische Befehlshaber den aussichtslosen Widerstand auf und erteilt seinen Truppen den Befehl zur Einstellung des Kampfes. In Zeeland geht der Kampf weiter.

In Belgien wird die Dylestellung erreicht. Zwischen Namur und Givet wird der Übergang über die Maas in breiter Front erzwungen. Ein auf dem Westufer mit Panzern unternommener Gegenangriff der Franzosen wird abgeschlagen.

Beim Übergang über die Maas im Raume von Sedan wird die Maginotlinie in ihrer Verlängerung nach Nordwesten durchbrochen.

Der Gegner verliert über 200 Flugzeuge.

Vor der niederländischen Küste werden zwei Kreuzer und ein Zerstörer versenkt, ein weiterer Kreuzer durch eine Bombe schwer getroffen, ein Handelsschiff und vier Transportschiffe zerstört.

15. Mai

In Holland rücken deutsche Truppen im Haag und in Amsterdam ein.

In Belgien stellt sich der Feind in der Festung Antwerpen, in der Dylestellung und in der Festung Namur zum Kampf.

Südwestlich Namur werden französische Panzerkräfte erneut geschlagen. Südlich Sedan werden unter Einsatz schwerster Panzer geführte Gegenangriffe abgewiesen.

Zwischen Mosel und Rhein wird die deutsche Stellung zwischen Saarlautern und Lauterburg vorverlegt.

Die Luftwaffe wiederholt ihre täglichen Angriffe auf feindliche Truppen und ihre Verkehrsverbindungen. Zahlreiche Panzerwagen werden durch Volltreffer vernichtet. Der Gegner verliert 98 Flugzeuge.

Im Seegebiet der niederländischen und belgischen Küste werden durch Bomben zwei Zerstörer und drei Handelsschiffe versenkt, zwei Zerstörer und vier Handelsschiffe schwer getroffen, ein Tankdampfer und ein bewaffnetes Handelsschiff durch ein Unterseeboot torpediert.

16. Mai

In der Schlacht zwischen Antwerpen und Namur wird die Dylestellung südlich Wavre durchstoßen und die Nordostfront der Festung Namur genommen. Südlich

Maubeuge bis Carignan ist die Maginotlinie auf einer Breite von 100 Kilometer durchbrochen. Französische Panzerkräfte werden westlich Dinant geschlagen.

In Holland ist die Eroberung der Inseln in der Provinz Zeeland im Gange.

Der Feind verliert 59 Flugzeuge.

Vor der niederländisch-belgischen Küste werden durch Bombenabwurf ein feindlicher Kreuzer und ein Kanonenboot versenkt, ein Transportschiff schwer getroffen und zwei französische Zerstörer beschädigt.

17. Mai

In Holland macht die Säuberung der zeeländischen Inseln rasche Fortschritte.

In Nordbelgien gelingt der Einbruch in den äußeren Gürtel der Festung Antwerpen.

Mecheln und Löwen werden im harten Kampf genommen, Brüssel ergibt sich kampflos.

Südlich Maubeuge durchstoßen deutsche Panzerkräfte die französischen Grenzstellungen, zerschlagen zwei feindliche Divisionen und verfolgen den weichenden Feind über die obere Sambre bis an die obere Oise. Auch südlich Sedan wird nach Süden Raum gewonnen.

Vor der niederländisch-belgischen Küste wird ein feindlicher Zerstörer durch Bombenabwurf versenkt.

Der Gegner verliert 108 Flugzeuge.

18. Mai

Nach Beseitigung des letzten Widerstandes auf der Insel Walchern ist ganz Holland mit sämtlichen Inseln in deutscher Hand.

Durch schnellen Angriff wird die Festungsfront von Antwerpen durchbrochen. Deutsche Truppen besetzen die Stadt. Westlich Antwerpen wird die Schelde überschritten, westlich Brüssel der Abschnitt der Dendre erreicht.

Zwischen Maubeuge und La Fère wird der Angriff fortgesetzt. Sambre und Oise sind überschritten, Le Cateau und St. Quentin in deutscher Hand. Auf dem Südflügel erreichen starke Kräfte die Gegend von Laon und die Aisne bei Rethel. Bei den Kämpfen nordwestlich Montmédy wird in der Maginotlinie das starke Panzerwerk 505 genommen.

Die Gefangenen- und Beutezahlen steigen; bis jetzt sind ohne die holländische Armee 110000 Gefangene gezählt.

Die Luftwaffe unterstützt wirksam das Vorgehen des Heeres. Vor der französisch-belgischen Küste wird ein Handelsschiff von 6000 Tonnen durch Bombentreffer versenkt und ein Zerstörer schwer beschädigt.

Die Verluste des Feindes betragen 147 Flugzeuge.

In Belgien wird in der Verfolgung die Dendre überschritten und die obere Schelde erreicht.

Englische Truppen streben in Eilmärschen den Kanalhäfen zu, während bei Maubeuge und Valenciennes Angriffe einer nach Süden einen Ausweg suchenden französisch-belgischen Armee abgewiesen werden. Der Feind erleidet dabei schwerste Verluste, besonders auch an Panzerwagen, und geht stark erschüttert nach Westen zurück.

Südwestlich davon gewinnen Panzer- und motorisierte Verbände das Schlachtfeld der Sommeschlacht von 1916 an der Straße Cambrai—Péronne.

Der gesamte Fortgürtel sowie alle Forts von Namur bis auf eines sind in deutscher Hand.

Die Luftwaffe verstärkt ihre Angriffe auf rückwärtige Verbindungen und Rückzugswege des Gegners in Nordfrankreich und Belgien. Sie vernichtet im Seegebiet vor der französisch-belgischen Küste zwei feindliche Zerstörer; ein Zerstörer und das französische Torpedoboot ‚Incomprise' sowie drei Handelsschiffe werden schwer beschädigt.

Der Gesamtverlust des Gegners in der Luft beträgt 143 Flugzeuge.

20. Mai

Die Angriffsoperationen im Westen finden nach einer Reihe großer taktischer Einzelerfolge ihre erste operative Auswirkung. Die französische 9. Armee, die an der Maas zwischen Namur und Sedan die Verbindung zwischen der starken feindlichen Operationsgruppe in Belgien und der Maginotlinie südlich Sedan herzustellen hatte, ist zerschlagen und in der Auflösung begriffen. Der Armeestab und der bisherige Oberbefehlshaber der französischen 7. Armee, General Giraud, der den Befehl über die 9. Armee übernommen hatte, sind gefangen. In die durch den Angriff geschlagene Bresche ergießen sich die deutschen Divisionen. An ihrer Spitze besetzen Panzerkorps und motorisierte Truppen Arras, Amiens und Abbeville und leiten damit die Abdrängung aller noch nördlich der Somme befindlichen französischen, belgischen und englischen Armeen gegen die Kanalküste ein.

In Belgien wird der Feind, der sich ostwärts Gent und weiter südlich an der Schelde erneut zum Kampf gestellt hat, angegriffen. Versuch des Feindes, sich aus dem Raum Valenciennes einen Ausweg nach Süden zu bahnen, scheitern.

Am Südflügel der Angriffsfront nehmen deutsche Truppen Laon und stürmen über den Chemin des Dames bis an den Aisne-Oise-Kanal vor. Die Stadt Rethel wird genommen.

Die Luftwaffe hat an diesem Siegeszug hervorragenden Anteil. Durch die völlige Beherrschung des Luftraumes, durch die Zerstörung von Flußübergängen und

Verkehrsanlagen, durch ihre Angriffe auf Marsch- und Transportkolonnen hat sie die Auflösung der französischen 9. Armee beschleunigt und alle Versuche, die Flanke des deutschen Durchbruchs zu bedrohen, im Keim erstickt. Bei der Seeaufklärung vor der französischen Küste werden ein Zerstörer, der französische Marinetanker ‚Niger' und drei Frachter schwer beschädigt. In der Nacht zum 21. Mai werden in der Straße Dover—Calais sechs Transporter und ein Tanker mit einer Tonnage von 43000 BRT versenkt, vier weitere Schiffe schwer beschädigt.

Die Gesamtverluste des Gegners in der Luft betragen 47 Flugzeuge.

21. Mai

Der Durchbruch der deutschen Truppen zur Kanalküste wird nach Westen erweitert.

In Flandern leistet der Feind zur Deckung seines Rückzugs an der Schelde zähen Widerstand.

Die stark ausgebaute Werkgruppe Neuf Château der Festung Lüttich wird genommen.

Bei Valenciennes ist der Angriff gegen die hier zusammengedrängten französischen Kräfte im Gang. Versuche des Gegners, über Arras und westlich nach Süden auszubrechen, werden abgewiesen.

In und vor den belgisch-französischen Häfen werden ein Kreuzer und elf Handels- und Transportschiffe vernichtet, weitere Schiffe beschädigt.

Schnellboote der deutschen Kriegsmarine versenken bei einem Vorstoß gegen die französische Kanalküste einen feindlichen Hilfskreuzer.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen insgesamt 120 Flugzeuge.

22. Mai

In Flandern gewinnt der deutsche Angriff über die Schelde gegenüber starkem feindlichem Widerstand langsam Boden.

Ausbruchversuche feindlicher Panzerkräfte bei Cambrai werden verlustreich abgewiesen. Im westlichen Artois sind deutsche Truppen aus dem Durchbruchskeil heraus im Vorgehen nach Norden in allgemeiner Richtung Calais. Durch die bewaffnete Aufklärung vor der Kanalküste werden drei Transporter und ein Tanker versenkt, ein Zerstörer schwer beschädigt.

Deutsche Schnellboote versenken einen feindlichen Zerstörer durch Torpedoschuß.

23. Mai

In Flandern durchbrechen deutsche Divisionen die Scheldestellung und stoßen auf das Westufer der Lys vor. Tournai wird genommen. Die letzten Außenwerke der Festung Maubeuge fallen.

Im Artois wird die im Weltkrieg stark umkämpfte Lorettohöhe nordwestlich Arras genommen. Die zwischen Arras und dem Meer nach Norden vorgehenden Panzerkräfte nähern sich der Kanalküste.

An der Kanalküste werden mehrere feindliche Kriegsschiffe durch Bomben getroffen, sechs beladene Transporter versenkt.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 49 Flugzeuge.

24. Mai

Der Ring um die belgische Armee, Teile der 1., 7. und 9. französischen Armee und die Masse des Expeditionsheeres ist geschlossen. Im Osten des Ringes wird Gent und Kortryk genommen, die Lys im Angriff überschritten. Zwischen Roubaix und Valenciennes ist der Angriff gegen die französischen Grenzbefestigungen im Gange. Auch im Süden schreitet der Angriff beiderseits Douai in nordwestlicher Richtung fort. Die Vimyhöhe ist genommen.

In hartem Kampf mit Land- und Seestreitkräften fällt Boulogne. Calais ist umschlossen.

Südlich Sedan wird eine wichtige Höhenstellung in zähem Kampf genommen und gegen starke Gegenangriffe behauptet.

Die Gesamtverluste des Feindes in der Luft betragen 84 Flugzeuge.

25. Mai

In Flandern und im Artois wird der konzentrische Angriff gegen die eingeschlossenen feindlichen Armeen unter ständiger Verengung ihres Kampfraumes auf der ganzen Front fortgesetzt. Der Feind leistet zähen Widerstand.

Im Seegebiet von Calais werden mehrere Handelsschiffe und ein Kriegsschiff durch Bombentreffer beschädigt.

Der Gegner verliert 59 Flugzeuge.

26. Mai

Die Angriffe in Flandern und im Artois werden fortgesetzt. Nördlich Menin gelingt ein tiefer Einbruch in die feindliche Front bis dicht vor Ypern.

Calais fällt nach hartem Kampf in deutsche Hand.

Gegen den Versuch der Engländer, Teile ihrer eingeschlossenen Truppen über den Kanal zu retten, greift die Luftwaffe die noch in Feindeshand verbliebenen Häfen an der belgisch-französischen Kanalküste an.

Angriffe der Luftwaffe richten sich unter anderem gegen die Flugplätze in der Umgegend von Paris.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 73 Flugzeuge.

27. Mai

Die große Schlacht in Flandern und im Artois hat ihren Höhepunkt erreicht. In scharfem Angriff brechen die deutschen Truppen zum Teil erbitterten Widerstand

und drängen die feindlichen Armeen auf immer kleineren Raum zusammen. Sie stehen 10 Kilometer vor Brügge und vor Thourout. Thielt wird durchschritten.

In Erkenntnis dieser hoffnungslosen Lage streckt die belgische Armee unter Führung ihres Königs in Stärke von 400 000 bis 500 000 Mann die Waffen.

Gegen die Engländer und Franzosen geht der Kampf weiter. Nördlich Valenciennes werden in breiter Front die starken französischen Grenzbefestigungen durchbrochen, westlich Valenciennes wird der Scheldekanal überschritten. Orchies und Douai werden genommen. Auch von Westen her wird der Feind zurückgeworfen. La Bassée, Merville, Hazebrouk und Bourbourg-Ville werden besetzt.

An der unteren Somme werden feindliche Panzerangriffe abgewiesen.

Deutsche Schnellboote versenken vor der belgischen Küste einen britischen Zerstörer und ein feindliches Unterseeboot.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 91 Flugzeuge.

28. Mai

Das Schicksal der französischen Armeen im Artois ist besiegelt. Ihr Widerstand im Raume südlich Lille ist zusammengebrochen. Die im Raum Dixmuiden, Armentières, Bailleul, Bergues, westlich Dünkirchen zusammengedrängte englische Armee geht ebenfalls ihrem Ende entgegen. In Nordflandern wird Brügge durchschritten, Ostende genommen und Dünkirchen erreicht. An der Yser und am Yserkanal leistet der Feind noch verzweifelten Widerstand.

Über dem Mahnmal der deutschen Jugend bei Langemarck weht die Reichskriegsflagge.

Lille wird genommen.

Im Vorgehen von Westen her ist Armentières besetzt. Ostwärts Cassel wird die befestigte französische Grenzstellung, die der Gegner mit verkehrter Front verteidigt, durchbrochen und die belgische Grenze erreicht. Dünkirchen liegt unter dem Feuer der schweren deutschen Artillerie.

Bei der bewaffneten Aufklärung vor der belgisch-französischen Küste und im Kanal werden drei Zerstörer, zwei Transporter und zwei Frachtschiffe angegriffen und schwer beschädigt.

Deutsche Schnellboote versenken vor dem belgischen Kanalhafen Nieuport einen feindlichen Zerstörer durch Torpedoschuß.

Die Verluste des Gegners betragen 24 Flugzeuge.

Die Flakartillerie schoß seit dem 10. Mai 607 feindliche Flugzeuge ab und vernichtete im gleichen Zeitraum 101 feindliche Panzerwagen.

29. Mai

Die große Schlacht in Flandern und im Artois geht ihrem Ende entgegen. Das

englische Expeditionsheer ist in Auflösung. Sein ganzes Kriegsmaterial zurücklassend, flüchtet es zum Meer.

Die deutsche Flugwaffe führt einen Großangriff gegen seinen Abtransport über den Kanal durch. Über 60 Schiffe werden getroffen, davon drei Kriegsschiffe und 16 Transporter versenkt, 10 Kriegsschiffe und 21 Handelsschiffe schwer beschädigt oder in Brand gesetzt. Flakartillerie versenkt ein feindliches Vorpostenboot und beschädigt fünf weitere sowie fünf Schnellboote.

Die feindlichen Verluste in der Luft betragen insgesamt 89 Flugzeuge.

30. Mai

Während die Masse der französischen Truppen in Nordfrankreich aufgerieben oder gefangen ist, leisten an wenigen Stellen versprengte und eingeschlossene Abteilungen noch Widerstand.

Der Angriff gegen die Reste des englischen Heeres zwischen Furnes-Bergues und westlich Dünkirchen ist im Gang. Die um Cassel eingeschlossenen englischen Kräfte werden bei dem Versuch, nach Norden durchzustoßen, aufgerieben.

Die Kriegsmarine übernimmt im gesamten holländischen und in dem in unserer Hand befindlichen belgischen und französischen Küstengebiet die Küstenverteidigung. Ein feindlicher Zerstörer wird durch Torpedoschuß eines Schnellbootes versenkt.

31. Mai

Der Widerstand der letzten in Nordfrankreich eingeschlossenen Teile des französischen Heeres wird gebrochen. Allein bei Lille werden 26000 Gefangene eingebracht.

Der Angriff auf die Reste des britischen Expeditionsheeres beiderseits Dünkirchens schreitet gegenüber zähem feindlichem Widerstand in schwierigem Gelände fort.

Die Luftwaffe bekämpft die Einschiffungen in Dünkirchen. Es werden fünf Transporter versenkt und drei Kreuzer oder Zerstörer sowie zehn Handelsschiffe durch Bombentreffer schwer beschädigt.

Eine Schnellbootflottille versenkt einen feindlichen Zerstörer und ein feindliches Unterseeboot. Ein Unterseeboot torpediert vor Ostende ein feindliches Kriegsschiff.

An der Südfront scheitern bei Abbeville feindliche Panzerangriffe.

1. Juni

In hartem Kampf wird der von den Engländern zäh verteidigte Küstenstreifen beiderseits Dünkirchen von Osten her weiter eingedrückt. Die Gefangenen- und Beutezahlen steigen.

Die Luftwaffe bekämpft die Versuche des britischen Expeditionsheeres, auf die vor Dünkirchen liegenden Schiffe zu entkommen. Es werden vier Kriegsschiffe und elf Transporter versenkt, 14 Kriegsschiffe und 38 Handelsschiffe beschädigt. Zahl-

reiche Boote, Barkassen und Schlepper werden zum Kentern gebracht und Truppenansammlungen am Strande von Dünkirchen mit Bomben angegriffen.

Ein Schnellboot versenkt vor der belgisch-französischen Küste einen Transportdampfer durch Torpedoschuß.

2. Juni

Der Angriff gegen Dünkirchen macht langsame Fortschritte. Das schwierige, von zahlreichen Gräben durchzogene und überschwemmte Gelände erschwert die Operationen.

Die Angriffe der Kampf- und Stukaverbände auf Dünkirchen werden fortgesetzt. Dabei werden zwei Zerstörer, ein Wachtboot und zehn Handelsschiffe beschädigt.

Die Gefangenenzahl in Flandern und im Artois steigt auf 330 000.

Die Gesamtverluste der feindlichen Luftwaffe betragen 59 Flugzeuge.

3. Juni

Der Kampf um Dünkirchen steht vor dem Abschluß. Die deutschen Truppen dringen in die Stadt ein.

Die Luftwaffe greift mit starken Verbänden aller Waffen die Basis der französischen Luftwaffe um Paris überraschend an. In Luftkämpfen werden 72 Flugzeuge abgeschossen, in Hallen oder am Boden 300—400 Flugzeuge zerstört. Die Flakartillerie erzielt 21 Abschüsse.

4. Juni

Die Festung Dünkirchen wird nach schwerem Kampf genommen. Drei Generale und etwa 40 000 Mann französischer Truppen fallen in deutsche Hand.

5. Juni

Die deutschen Armeen treten in der Frühe des 5. Juni zum Angriff gegen das Heer Frankreichs an. Die Operationen verlaufen planmäßig. Der Übergang über die Somme zwischen der Mündung und Ham und den Oise-Aisne-Kanal wird erzwungen und die dahinter befindliche Weygandlinie an verschiedenen Stellen zu Fall gebracht. Die Zahl der Gefangenen bei Dünkirchen erhöht sich auf 58 000.

Die Gesamtverluste der feindlichen Luftwaffe betragen 143 Flugzeuge.

6. Juni

Die Operationen südlich der Somme und des Aisne-Oise-Kanals schreiten planmäßig fort. Die Weygandlinie wird auf der ganzen Front durchbrochen.

An der nordfranzösischen Küste vernichtet die Küstenabwehr der Kriegsmarine ein feindliches Schnellboot.

Der Gegner verliert 79 Flugzeuge.

7. Juni

Die Operationen südlich der Somme und des Aisne-Oise-Kanals schreiten weiter fort. Auch südlich der unteren Somme wird der Feind geworfen.

Die Zahl der bei Dünkirchen eingebrachten Gefangenen erhöht sich auf 88 000.

Der Gegner verliert 71 Flugzeuge.

8. Juni

In viertägiger Schlacht im Somme- und Oise-Gebiet haben deutsche Infanterie- und Panzerdivisionen in enger Zusammenarbeit mit der Luftwaffe starke feindliche Kräfte zerschlagen und andere, zum Teil neu in den Kampf geworfene Truppen zum Rückzug gezwungen. Der Versuch des Feindes, den deutschen Angriff aufzuhalten, ist gescheitert.

In Richtung auf die Somme werden rückwärtige Verteidigungslinien des Feindes durchbrochen.

Beiderseits Soissons wird die Aisne im Kampf überschritten.

Der Gegner verliert 58 Flugzeuge.

9. Juni

Am Morgen des 9. Juni treten weitere Teile der Front in Frankreich zum Angriff an. Die auf einer Breite von 350 Kilometern eingeleiteten Operationen nehmen in Richtung auf die untere Somme und Marne sowie in der Champagne den geplanten Verlauf. Alle feindlichen Gegenstöße scheitern. An mehreren Stellen geht der Kampf in Verfolgung über.

Deutsche Fliegerverbände aller Waffen unterstützen das Vorgehen des Heeres mit starken Kräften am Unterlauf der Seine und in der Champagne.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 91 Flugzeuge.

10. Juni

Die große Schlacht zwischen Kanalküste und Maas ist in vollem Gang.

Am rechten Flügel und in der Mitte wird die Verfolgung der geschlagenen französischen Armeen restlos fortgesetzt. Zwischen Reims und den Argonnen wird noch erbittert, aber erfolgreich gerungen.

Kampf- und Sturzkampfverbände greifen Hafen- und Kaianlagen von Le Havre an, zerstören die Schleusen, versenken einen Zerstörer und beschädigen weitere Schiffe, darunter einen Zerstörer und ein Transportschiff, durch schwere Bombentreffer. Mehrere Brücken über die Marne und die untere Maas werden durch Bomben teilweise zerstört, womit es gelingt, den feindlichen Rückzug empfindlich zu hemmen.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 29 Flugzeuge.

11. Juni

Die am 5. Juni zwischen Ärmelkanal und südlich Laon begonnene Operation hat zu einem vollen Erfolg geführt. Rouen ist in deutscher Hand. Die Seine unterhalb Paris ist an mehreren Stellen von unseren Truppen schon überschritten. Eine abgesprengte feindliche Gruppe ist bei St. Valéry an der Küste eingeschlossen. Die deutschen Truppen stehen 20 Kilometer vor Paris.

Compiègne ist in deutscher Hand. Ostwärts des Ourcq ist die Marne auf breiter Front mit starken Kräften erreicht.

Auch die am 9. Juni zwischen dem Oise-Aisne-Kanal und der Maas erneut zum Angriff angetretenen Armeen haben in schweren Kämpfen den Feind geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Reims wird genommen, in der Champagne wird die Suippe überschritten. Zahlreiche, zum Teil von Panzern unterstützte Gegenangriffe des Feindes scheitern.

Die Luftwaffe greift wiederum neben der unmittelbaren Unterstützung des Heeres die Hafenanlagen von Le Havre und feindliche Transportschiffe an der Westküste des Kanals an. Hierbei werden sieben Transportschiffe versenkt, zehn weitere durch Bombentreffer beschädigt.

Die feindlichen Verluste in der Luft betragen insgesamt 59 Flugzeuge.

12. Juni

Die bei St. Valéry eingeschlossenen französisch-englischen Truppen kapitulieren. Über 26 000 Gefangene fallen in deutsche Hand.

Die Marne ist an vielen Stellen im Kampf überschritten. In der Champagne ist Châlons genommen, die Schlachtfelder von 1915 sind überschritten. Auch zwischen den Argonnen und der Maas gewinnt der Angriff Boden.

Die Luftwaffe versenkt an der Küste einen Transporter und einen mit Truppen besetzten Schlepper. Ein anderer Transporter wird schwer beschädigt. Bei Le Havre werden 20 feindliche Sperrballone abgeschossen.

Die Gesamtverluste des Feindes betragen 19 Flugzeuge.

13. Juni

Die Widerstandskraft der französischen Nordfront ist zusammengebrochen. Damit ist der zweite Abschnitt des gewaltigen Feldzuges im Westen siegreich beendet.

Die Seine abwärts Paris ist in breiter Front überschritten, Le Havre genommen. Auf der ganzen Front von Paris bis an die Maginotlinie bei Sedan ist der Feind in vollem Rückzug.

An mehreren Stellen durchstoßen und überholen die Panzer- und motorisierten Divisionen die Rückmarschbewegungen. Die Schutzstellung von Paris wird von Infanteriedivisionen unterbrochen.

Östlich der Marne wird Vitry-le-François genommen, der Südrand des Argonnerwaldes erreicht. Der Höhenrücken 304 (Toter Mann) nordöstlich Verdun wird gestürmt, Montmédy, der Eckpfeiler der Maginotlinie, erobert.

Im Küstengebiet vor Le Havre versenkt die Luftwaffe zwei Transportdampfer, drei weitere werden beschädigt. Flakartillerie versenkt nördlich Le Havre sechs feindliche Transportschiffe und beschädigt drei weitere.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 19 Flugzeuge.

14. Juni

Die Verfolgung ist zwischen der unteren Seine und der Maas überall im Gang. Die Auflösung der geschlagenen französischen Armeen schreitet fort.

Seit 5. Juni wurden über 200 000 Gefangene gemacht.

Paris wird kampflos besetzt und durchschritten. Über dem Schloß von Versailles weht die Reichskriegsflagge.

Südlich des Argonnerwaldes wird der Feind nach Südosten geworfen und von seiner Rückzugsrichtung abgedrängt.

Fliegerverbände aller Waffen greifen im Großeinsatz an der Saarfront die Maginotlinie an. Gleichzeitig brechen Truppen des Heeres, durch starke Artillerie unterstützt, in das Festungskampffeld der Maginotlinie ein und entreißen dem Feind zahlreiche Befestigungsanlagen. Die Werkgruppe Saaralben-West wird genommen.

Die Gesamtverluste des Gegners in der Luft betragen 43 Flugzeuge.

15. Juni

Die Gesamtfront vom Kanal bis zur Schweizer Grenze ist im siegreichen Vorwärtsstürmen.

Südostwärts von Paris und an der oberen Marne sind starke Panzer- und motorisierte Verbände im rastlosen Vorstoß nach Süden. Das Plateau von Langres wird überschritten. Damit sind die Rückzugslinien der von Saar und Rhein zurückweichenden Kräfte durchstoßen. Die Festung Verdun mit allen ihren Forts wird erobert.

An der Saarfront wird die Maginotlinie zwischen St. Avold und Saaralben durchbrochen.

Der Oberrhein wird östlich Kolmar in breiter Front im Kampf überschritten.

Die Gesamtverluste des Gegners in der Luft betragen 40 Flugzeuge.

16. Juni

Die zusammengebrochenen französischen Armeen fluten unter starken Auflösungserscheinungen nach Süden und Südosten zurück. Wo Teilkräfte sich noch zu geordnetem Widerstand aufraffen, werden sie unter schweren Verlusten geworfen.

Die Luftwaffe setzt ihr Vernichtungswerk gegen die zurückgehenden feindlichen Kolonnen fort. Zahlreiche Loirebrücken werden getroffen. Die in Burgund und Langres vorbrechenden Truppen gewinnen weit nach Süden Raum. Südöstlich Besançon wird die Schweizer Grenze erreicht und damit der Ring um die aus Lothringen und dem Elsaß weichenden Kräfte geschlossen.

Südlich Saarbrücken sind die deutschen Truppen im zügigen Vorgehen gegen den Rhein-Marne-Kanal. Château-Salins, Dieuze und Saarburg werden genommen. Auch auf dem Westufer des Oberrheins ist der Angriff über den Rhein-Rhone-Kanal in siegreichem Fortschreiten.

17. Juni

Zwischen Caen und Le Mans wird die Orne an mehreren Stellen überschritten, die Loire aufwärts Orléans bis Nevers und südöstlich davon erreicht. Schnelle Truppen besetzen das französische Rüstungszentrum Le Creuzot und die Festung Belfort. Dijon fällt kampflos. Die Festung Metz ergibt sich einer kühn vorstoßenden deutschen Abteilung. Von dort aus werden die noch verteidigten Abschnitte der Maginotlinie beiderseits Diedenhofen auch von rückwärts angegriffen.

Am Oberrhein schreitet der Angriff gegen die Vogesen fort. Kolmar wird genommen.

Der Luftwaffe gelingt es, an der Loiremündung die bisher größte Angriffswirkung auf feindliche Transportschiffe zu erzielen. Neun Schiffe sinken, andere brennen unter Explosionserscheinungen aus oder kentern.

18. Juni

In der Normandie wird Cherbourg genommen, bei Rennes ist die Bretagne erreicht, Le Mans nach Süden durchschritten.

Zwischen Orléans und Nevers gelingt es an vielen Stellen, die Loire zu überschreiten. In Burgund stoßen schnelle Truppen in Richtung auf Lyon vor.

Nancy wird genommen und der Rhein-Marne-Kanal östlich Nancy in breiter Front überschritten.

Vor Cherbourg wird ein Handelsschiff von 10 000 Tonnen durch Bomben versenkt.

19. Juni

In der Bretagne wird der Kriegshafen Brest genommen.

In der Normandie wird der Unterlauf der Loire von Namur bis Tours erreicht und an einzelnen Stellen überschritten. Im Bogen der mittleren Loire geht die Verfolgung über den Cherabschnitt und über Bourges weiter.

Im nördlichen Lothringen werden Trümmer der geschlagenen französischen

Ostarmee im Gebiet der Mosel zwischen Epinal und Toul sowie in den Vogesen immer enger zusammengedrängt. Westlich Weißenburg wird die Maginotlinie erneut durchbrochen.

Straßburg wird besetzt; die deutsche Flagge weht auf dem Münster.

In der Burgundischen Pforte vollzieht sich die Vereinigung der von Belfort und vom Oberrhein her vorgehenden Truppen.

Die Zahl der allein am 19. Juni gemachten Gefangenen übersteigt 200 000.

20. Juni

Die Bewegungen zur Besetzung der Normandie, der Bretagne und des Raumes zwischen Loiremündung und Rhonetal verlaufen planmäßig. Die durch Burgund vorstoßenden schnellen Truppen nehmen Lyon im Kampf.

In Lothringen und im Elsaß ist die Säuberung von Teilen der Maginotlinie von teilweise hart kämpfendem Feind im Gang. Der Hartmannsweilerkopf fällt in deutsche Hand.

Kampf- und Sturzkampfverbände greifen Schiffsziele vor La Rochelle und der Girondemündung an und versenken einen Transporter und ein Hilfskriegsschiff.

21. Juni

In der Bretagne werden die Hafenstädte St. Malo und Lorient genommen. An der unteren Loire werden die Brückenköpfe erweitert, Thouars wird besetzt. In Lothringen und dem Elsaß führt der deutsche Angriff zu weiterer Auflösung einzelner eingeschlossener feindlicher Gruppen.

Die Verluste der feindlichen Luftwaffe betragen insgesamt 25 Flugzeuge.

22. Juni

Die Schlacht in Elsaß-Lothringen findet mit der Kapitulation der eingeschlossenen französischen Armeen ihr Ende. Insgesamt ergeben sich dort etwa eine halbe Million Mann. Nur einzelne Abschnitte der Maginotlinie im Unterelsaß und in Lothringen und versprengte Abteilungen in den Vogesen leisten noch Widerstand.

Der Kriegshafen St. Nazaire wird genommen. Im Rhonetal dringen die deutschen Truppen von Lyon und ostwärts in südlicher Richtung vor. Sie erzielen an den Ausgängen der Savoyischen Alpen südwestlich Genf den Übergang über die Rhone.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen insgesamt 49 Flugzeuge.

* * *

Am 22. Juni 18 Uhr 50 deutscher Sommerzeit wird im Walde von Compiègne der deutsch-französische Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet.

Die Unterzeichnung nehmen vor

auf deutscher Seite als Beauftragter des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel,

auf französischer Seite als Beauftragter der französischen Regierung General Huntziger.

Eine Einstellung der Feindseligkeiten ist damit noch nicht verbunden.

Sie erfolgt vielmehr erst sechs Stunden, nachdem die italienische Regierung dem deutschen Oberkommando der Wehrmacht den Abschluß des italienisch-französischen Waffenstillstandsvertrages mitgeteilt haben wird.

* * *

23. Juni

Am Atlantik wird die Küste bis zur Girondemündung besetzt. La Rochelle und Rochefort werden besetzt. Weiter ostwärts wird die Gegend nördlich Poitiers erreicht.

In Elsaß-Lothringen ergeben sich weitere Feindgruppen.

Südostwärts Lyon dringen die deutschen Truppen, zähen Widerstand des Feindes brechend, auf Grenoble und Chambéry vor.

24. Juni

Die deutschen Divisionen rücken an der Atlantikküste nach Brechung kurzen Widerstandes bis zur Linie Royan—Angoulême vor.

An der Rheinfront und in Lothringen verliert der Gegner weitere Festungswerke. Am Donon in den Vogesen kapituliert eine feindliche Gruppe von über 26 000 Mann. Südwestlich Lyon wird St. Etienne und Annonay genommen. In Savoyen gelingt es unter Einsatz von Gebirgsjägern, die zäh verteidigte Feindstellung an mehreren Stellen zu durchbrechen. Aix-les-Bains wird genommen.

25. Juni

Der Feldzug in Frankreich hat nach einer Dauer von nur sechs Wochen mit einem unvergleichlichen Sieg der deutschen Waffen geendet. Seit 1 Uhr 35 früh herrscht Waffenruhe.

Erlebnisberichte

Eine Kompanie Infanterie

Im Morgengrauen des 10. Mai stand an der deutsch-luxemburgischen Grenze eine Infanteriekompanie. Eine Kompanie wie viele andere an diesem denkwürdigen Morgen, an dem ein Kapitel Weltgeschichte begonnen wurde.

Der Kompaniechef kommt. Knapp und klar spricht er. Er zeichnet den Weg des beabsichtigten Vormarsches, gibt bekannt, daß die luxemburgische Bevölkerung nicht als Feind zu betrachten und zu behandeln ist, gibt den Befehl, daß jeder Widerstand mit allen Mitteln schnellstens zu brechen ist, und schließt mit dem Gelöbnis an den Führer, als tapfere Soldaten diesen Marsch anzutreten, ihn durchzukämpfen und ihn zum Sieg zu gestalten.

Schnelligkeit ist die Parole dieses Vormarsches. Die Männer wissen, was das heißt. Sie wissen, daß sie marschieren müssen, tagelang und vielleicht auch nächtelang, aber sie wissen auch noch aus dem Feldzug in Polen, den viele von ihnen mitgemacht haben, daß Schweiß viel Blut spart. Immer nur vorwärts, dem Feind nie Ruhe lassen, sich festzusetzen, denn es ist leichter, einen Gegner zu schlagen, wenn er erst einmal in der Rückzugsbewegung ist, als wenn er in festen Stellungen niedergekämpft werden muß.

Der Marsch beginnt. Die Geräte sind freigemacht, das heißt also, daß jederzeit mit den Maschinengewehren und Granatwerfern einem Angriff begegnet werden kann, daß jederzeit feindliche Flugzeugangriffe auf die marschierende Kolonne bekämpft werden können, das heißt aber auch, daß jeder Mann eine zusätzliche Last zu seinem Sturmgepäck zu tragen hat.

Während die Sonne das Himmelsdach entlang klettert, marschieren die Landser Kilometer um Kilometer in der heißen Glut. Es gibt so schnell keine Rast, nur vorwärts, vorwärts. Über ihnen brausen die Maschinen der Luftwaffe gegen Frankreich, an ihnen vorbei ziehen die schnellen Truppen, und manch einer blickt neidvoll auf die Glücklichen, die schneller am Feind sind als sie. Dann aber sagen sie sich doch wieder, daß die Infanterie, die Krone aller Waffen, noch immer die letzte Entscheidung herbeigeführt hat. Sie kommen nicht zu spät, sie kommen immer noch zur rechten Zeit.

Dreißig Kilometer sind sie schon getrabt. Dreißig Kilometer auf staubigen Straßen. Jetzt kommt die erste größere Rast. Dampfend fährt die Gulaschkanone heran.

Vergessen ist die Müdigkeit. Eßgeschirr und Feldflasche regieren die Stunde. Dann geht es weiter. Immer feindwärts. Und als der Abend sich herniedersenkt, die Nacht ihr Regiment antritt und der Zeiger schon auf 23 Uhr steht, da ist eine Kompanie Infanterie am Tagesziel angelangt. 48 Kilometer weit entfernt vom Abmarschort. Und nun hauen sie sich hin, die Landser. Nur schlafen jetzt, nichts als schlafen, denn um 4 Uhr heißt es wieder aufstehen. Um 5 Uhr beginnt der neue Tagesmarsch.

Er ist nicht weniger anstrengend als am ersten Tag. Staub und Hitze machen den Männern schwer zu schaffen, die Fußsohlen brennen, aber es muß gehen. Keiner macht schlapp. Und als es wieder 23 Uhr ist, da hat die Kompanie nach 46 Kilometer Marsch ihr Nachtquartier erreicht: eine offene Scheune mit herzlich wenig Stroh. Und wieder sind es nur fünf Stunden, die der Ruhe gehören.

Der dritte Tag hat fast das gleiche Gesicht wie die ersten beiden. Es sind zwar „nur" 35 Kilometer, die die Kompanie marschieren muß, dafür aber hat sie die Aufgabe, die nachfolgende Truppe zu sichern. Sie trägt die Verantwortung dafür, daß der Vormarsch reibungslos vonstatten geht, sie hat die Verantwortung für die Sicherheit der nachfolgenden Truppe. Aber auch das wird geschafft, und als die Landser am Abend des dritten Tages ihre müden Glieder wieder auf dem Stroh einer Scheune ausstrecken, da haben sie nach über 125 Kilometer Marsch ohne einen Ausfall schon die luxemburgisch-belgische Grenze überschritten.

Nun gilt es, doppelt wachsam zu sein. Für viele gibt es nun noch weniger Nachtruhe, denn die Wachen müssen verstärkt werden. Die Sicherheit der ruhenden Truppe muß unbedingt gewährleistet sein. Der Feind steht in diesem Land, das fordert Wachsamkeit zu jeder Stunde.

Der vierte Tag des Vormarsches beginnt wieder um 4 Uhr. Keiner der Männer hat ausgeschlafen, aber frisch und fröhlich machen sie sich fertig für einen Tag, der ihnen den ersten Kampf bringen soll. Nun sehen sie auch mit eigenen Augen, zu welchen Mitteln der Feind gegriffen hat, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Alle wichtigen Straßen sind gesprengt. Ebenso alle Bahnübergänge und Brücken. Riesige Trichter weisen den Rückzugsweg des Feindes.

Umgehungen auf schlechten Wegen oder auf Wiesen und Feldern müssen gemacht werden. Das raubt Kraft und kostet Zeit. Und trotzdem können auch diese Hindernisse den Geist der marschierenden Kompanie nicht erschüttern. Die Soldaten wissen, daß es von ihren Leistungen abhängt, wenn die ersten wirksamen Stöße gegen den Feind geführt werden können.

Und sie marschieren, marschieren! 35 Kilometer haben sie geschafft, als sie jenen ansteigenden Waldhang erreichen, vor dem sich eine breite Mulde hinzieht, in der sich wieder ein Fluß schlängelt, jenen Waldhang, den sie nie vergessen werden.

17 Uhr ist es, als sie ankommen, und um 18 Uhr stehen sie bereit, einen Angriff vorzutragen auf die gegenüberliegenden Höhen, die der Feind mit Bunkern zu einer hervorragenden Verteidigungsstellung ausgebaut hat.

Spähtrupps aus den Reihen der Kompanie erkunden den günstigsten Weg und das Gelände, und die Stoßtrupps bereiten sich vor für die Erzwingung des Flußüberganges. Vier Tage sind sie nun marschiert, rund 150 Kilometer haben die Männer heruntergetrabt, kaum richtig geschlafen, unter dauernder Nervenanspannung haben sie gelebt, und nun stehen sie vor ihrer ersten großen Aufgabe.

Vorsichtig pirschen sich die Stoßtrupps an den Fluß heran. Fast scheint es, als ob der Feind nichts merken würde. Fünf Meter sind die Männer noch vom Ufer entfernt, da schlägt ihnen ein Feuerhagel entgegen, der sie zwingt, volle Deckung zu nehmen und den Rückzug anzutreten. Es wäre Wahnsinn gewesen, in den Kugelregen des Feindes hineinzulaufen. Nun setzt noch die französische Artillerie mit Vernichtungs- und Sperrfeuer ein. Sie verlegt der Kompanie den Rückweg. Und wo auch nur der Schatten eines Deutschen erkennbar wird, dahin schießen die französischen MGs und die Karabiner der Scharfschützen.

Es gibt hier kein Zurück und kein Vor. Die Kompanie muß liegenbleiben, muß sich auf der Stelle, wo jeder einzelne Mann liegt, eingraben, um kein Ziel zu bieten. Es ist fast wie ein Wunder, daß keiner getötet wird und nur wenige der Männer verwundet werden.

Eine Nacht und einen Tag liegt die Kompanie in diesem Hexenkessel. Eine Nacht und einen Tag unter dauerndem Beschuß. Ohne Schlaf, kaum etwas zu essen und zu trinken. Wißt ihr, was das heißt: 24 Stunden ununterbrochen den feindlichen Geschossen und Granaten ausgesetzt zu sein? Wißt ihr, was das heißt: 24 Stunden auf ein und derselben Stelle liegen zu müssen, sich kaum bewegen zu dürfen, ganz auf sich selbst gestellt? Das reißt an den Nerven, das zehrt an der Kraft, das müssen ganze Kerle sein, die so etwas überstehen.

Unter dem Schutz des deutschen Artilleriefeuers kann sich nach 24 Stunden die Kompanie zurückziehen. Doch es gibt für sie keinen Schlaf.

Überallhin funkt die französische Artillerie. Zurück in die Ausgangsstellung. Dort buddelt sich jeder Mann wieder ein. Dann kommt der Befehl: Morgen früh Großangriff. Es gibt keinen Schlaf in dieser Nacht. Bis zum Morgengrauen schießt die französische Artillerie mit allen Kalibern.

Der sechste Tag ist angebrochen. Noch in der Dämmerung machen sich die Kompanien fertig zum Sturmangriff. Die Bunker müssen fallen! Da zischt es auch schon über ihren Köpfen. Die deutsche Artillerie trommelt auf die Bunkerlinie. Das gibt jedem einzelnen Mann Auftrieb, und heiße Wünsche begleiten die deutschen Granaten, die berstend in die Bunkerlinie Löcher reißen und der Besatzung den Mut nehmen. Als die Männer zum Sturmangriff antreten, da hat der Feind die Stellung verlassen. Wie ein Wunder erscheint es, daß der Feind eine so starke Stellung geräumt hat.

Aber es ist Tatsache. Und nun heißt es wieder marschieren. Es sind zwar nur rund 12 Kilometer, die an diesem Morgen durchmessen werden, aber dafür führen

3*

sie durch Sumpf, Wald, dichtes Unterholz, bergauf, bergab, immer nach dem Feind spähend, immer bereit, einem Feuerüberfall zu begegnen.

Die Sonne brennt unbarmherzig, wie alle Tage, auch an diesem Morgen auf die vorgehenden deutschen Truppen herunter. Und als am späten Vormittag das Tagesziel erreicht wird, da heißt es sofort wieder, Verteidigungsstellung beziehen. Das bedeutet wieder graben und nochmals graben. Ohne Ruhe müssen die Männer die tiefen Löcher ausheben zu ihrem Schutz, zu ihrer Deckung.

Unter dem Beschuß der feindlichen Artillerie arbeiten sie wie Akkordarbeiter. Als der Abend sich herniedersenkt, da ist die Stellung so weit ausgebaut, daß Angriffe des Feindes im Schutz der Deckung und durch eigene Waffen zurückgewiesen werden können.

Herauf zieht der siebente Tag. Gleich schön wie alle anderen, gleich hart und anstrengend aber auch wie alle zurückliegenden.

Unaufhörlich hämmert die französische Artillerie auf die deutsche Stellung. Sie kann aber nichts ausrichten, zu gut haben sich die Männer eingebuddelt. Tief in die Erde hinein haben die Feldgrauen ihr Dasein verlegt. Als die Nacht angebrochen ist, da verläßt die Kompanie ihre Stellung, sie muß weiter, neue Aufgaben harren ihrer.

Ein kleines Wäldchen ist das Ziel. 6 Uhr ist es, als die Kompanie dort ankommt. Angebrochen ist der achte Tag. Er ist der Beginn eines Zeitraumes von 110 Stunden, der nicht mehr abgegrenzt werden kann in fünf Tage und vier Nächte, sondern der betrachtet werden muß als eine Kette von Kämpfen, Opfern und Siegen.

Insgesamt vierzehnmal greift die Kompanie die verschiedensten Stellungen an, bis das endgültige Ziel erreicht ist. Unzählige Spähtrupps gehen in dieser Zeit feindwärts. Allein in einer Nacht müssen sechs Angriffe des Gegners auf die eigene Stellung abgewehrt werden. Sechzehn schlagartige Feuerüberfälle der feindlichen Artillerie muß in dieser Nacht die Kompanie über sich ergehen lassen.

Das sind Zahlen, hinter denen kaum vorstellbare Leistungen des einzelnen Mannes stehen.

Während dieser 110 Stunden kann keiner ruhig schlafen, während dieser 110 Stunden muß jeder Mann zu jeder Zeit bereit sein, während dieser 110 Stunden gibt es für die Kompanie nur zwei Dinge: wachen und kämpfen! Alles ist unwichtig geworden in diesen Stunden. Nur ein Ziel steht ihnen vor Augen: die Stellung zu halten. Und sie wird gehalten, weil es davon abhängt, ob die anderen Operationen planmäßig durchgeführt werden können.

Als am zwölften Tag beim sinkenden Abend die Kompanie abgelöst wird, da geht sie in die sicheren Bunker, die ehemals Franzosen als Unterkunft dienten, mit dem stolzen Gefühl, ihre Pflicht bis zum äußersten getan zu haben.

Fallschirmjäger besetzen Waalhaven

Als wir in der Frühe des 10. Mai starteten, da wußten wir nicht, daß uns ein Flug bevorstand, wie wir ihn schöner nie erlebt haben. Es ging nach dem Westen gegen Holland. Mein Bataillon hatte die Aufgabe, den Rotterdamer Landflugplatz Waalhaven zu nehmen und für die nachfolgenden Luftlandetruppen zu sichern. Außerdem waren die großen Maasbrücken in Rotterdam ebenfalls zu besetzen und zu sichern, bis die Erdtruppen heran sein würden. Am Vorabend bei der Befehlsausgabe strahlten meine Männer förmlich, als sie erfuhren, daß es endlich losgehen sollte. In der Nacht vor dem Einsatz war ich noch einmal durch die Schlafsäle gegangen, um mich zu überzeugen, daß sie sich auch alle im Schlaf die Stärkung für die schwere Unternehmung holten. Sie schliefen nicht alle. „Warum schlaft ihr Brüder nicht?“ „Können nicht, Herr Hauptmann, wir freuen uns zu sehr!“ Ich verbiß mir das Lachen und ließ ihnen ihre Freude.

Und nun brausen wir, noch über deutschem Land, der Grenze entgegen. Nie hat jemand vor uns ein solches Bild gesehen. Wohin man blickt, um uns, über uns, fliegen die Transportflugzeuge mit Fallschirmjägern. Hinter uns steigt die Sonne über den Horizont und wirft einen warmen Schein auf die Männer im Flugzeug hinter mir. Eifrig spähen sie aus den Fenstern, die Stahlhelme festgeschnallt und bereit zum Absprung. Es ist noch nicht soweit.

Nach der Karte muß nun die Grenze kommen. Es gibt hier kein hervorstechendes Bodenmerkmal, das sie anzeigt. Aber etwas anderes gibt es da unten, was uns sofort sagt, daß wir die Grenze nach Holland überflogen haben. Allenthalben blitzt es unten auf der Erde auf. Meine Jäger schauen im ersten Augenblick verwundert, bis einer ruft: „Holländische Flak!“ Und da sehen wir auch schon die kleinen Sprengwölkchen platzen. Sie tun uns nichts. Die Jungs lachen darüber. Und noch etwas sehen wir unten, an dem wir erkennen können, daß wir über Feindesland fliegen. Voraus am Kurse zieht sich ein Wasserlauf. Zwei Brücken führen hinüber, eine Eisenbahn- und eine Straßenbrücke. Unser Blick hat die Brücken kaum erfaßt, als beide unter riesigen Blitzen verschwinden, hinter denen schwarzgraue Rauchwolken hochpuffen. Von den Brücken ist nichts mehr zu sehen. Die Holländer haben sie gesprengt. Dieses Bild wiederholt sich ungefähr bei jeder Brücke, die wir überfliegen. Da unten merken sie, daß der Krieg begonnen hat.

Was ist das da links unter uns? Wieder knien die Jäger an den Fenstern, einer über den andern sich beugend. Freund oder Feind? Unsere Kampfflieger sind es, die schnellen Heinkel „He 111". Unsere Herzen schlagen höher bei diesem Anblick. Erfüllen schon die Flugzeuge unserer Division, soweit der Blick reicht, den Himmel, so verstärkt sich dieses Bild noch um ein Vielfaches durch die Kampfgeschwader. Hell von der Sonne bestrahlt ziehen sie an uns vorbei, wie an unsichtbaren Gummischnüren nach vorn gezogen. Sie sind schneller als wir. Als kurz darauf auch noch die Messerschmittjäger und -zerstörer förmlich an und unter uns vorbeizischen, da muß ich angesichts dieses herrlichen Bildes an das drollige Wort denken, das einer von uns geprägt hat: „Wenn Hermann seine Flugzeuge fliegen läßt, gehen die Vögel zu Fuß!"

Kurz vor dem Flugplatz Waalhaven beginnt es in unangenehmer Nähe zu knallen. Die Explosionen der sehr heftigen Flakabwehr sind trotz des Motorengeräusches zu hören. Überall auf der Erde blitzt das Mündungsfeuer auf, und es knackt und klackt in der Maschine. Meine Jäger schauen sich erstaunt an. Sie lachen nicht mehr. Das scheint ja ernst zu werden. Ich will nicht verschweigen, daß unsere Spannung auf einen Höhepunkt gestiegen ist. Der Befehl zum Absprung wird eine Erlösung bedeuten. Es ist immerhin peinlich, wenn ein Flugzeug in ein Sieb verwandelt wird. Endlich das Absprungssignal. Im Nu sind wir alle aus der Maschine und im Hechtsprung in die Tiefe. Während über mir meine Jäger zur Erde niederschweben und sich durch Zurufe auf dies und jenes aufmerksam machen, was sie am Boden entdeckt haben, orientiere ich mich über die Lage unten. Deutlich ist zu erkennen, daß die Verteidigung vom Rand des Platzes erfolgt. Die Holländer scheinen recht starke Kräfte zur Sicherung ihres wichtigsten Flughafens angesetzt zu haben.

Die Landung geht nicht ganz ohne komische Zwischenfälle ab. Einige Männer landeten auf dem Rücken von Kühen, die da friedlich geweidet haben.

Mit der Schnelligkeit eines Augenblicks sind die Waffen aus den abgeworfenen Behältern aufgenommen, und im Laufschritt geht es auf den Flugplatz zu. Etwas erhöht am Platzrand stehend, sehe ich, wie meine Soldaten sich schon überall auf den Feind gestürzt haben. Das heftige Feuer der Holländer kann ihren ungestümen Angriff auch nicht eine Sekunde aufhalten. Die meisten Unterstände fallen im ersten Anlauf.

Schon während wir auf den Platz zulaufen, hören wir heftiges MG-Feuer, in das sich das peitschende Krachen von Handgranaten mischt, und nach dem Klang sind das deutsche Handgranaten. Richtig. Zu meiner größten Freude sehe ich, näher herangekommen, daß eine ganze Anzahl meiner Jäger so dicht am Platz gelandet ist, daß sie den Feind mit Pistolen und Handgranaten angegriffen haben. Voraus ein Bunker, aus dem heftiges MG-Feuer kommt. Ich traue meinen Augen nicht — ich bin noch nicht ganz heran —, als ich zwei meiner Männer auf den Bunker springen sehe. Sie erledigen ihn mit Handgranaten und Pistolenfeuer durch die Schießscharten.

Über das, was meine prachtvollen Jungen hier allein in Waalhaven geleistet haben, ließe sich ein Buch schreiben. Innerhalb von 30 Minuten war der Platz fest

in unserer Hand. Bis auf eine weiter entfernt stehende Batterie war die gesamte Verteidigung niedergekämpft oder gefangen genommen worden.

Der Holländer hat mutig gekämpft, härter, als wir von einem Volk erwartet haben, das über hundert Jahre keinen Krieg geführt hat. Doch der moralische Eindruck auf den Feind war so groß, daß sein Widerstandswille schon halb gebrochen war. Der ganze Himmel hing voller Fallschirme, und unmittelbar danach brach der Erdangriff gegen die holländischen Stellungen los. Der Flugplatz war, wie ich jetzt auch erfuhr, von einem Infanteriebataillon verteidigt, von vier Fliegerabwehr-MG-Stellungen zu vier Gewehren, von der bereits erwähnten Batterie, die aus vier 7,5-Zentimeter-Skodageschützen bestand, und schließlich von vier Panzerspähwagen.

Der Flugplatz konnte als gesichert gelten. Die Landebahn war frei von Hindernissen, und unsere Luftlandetruppen, die jeden Augenblick kommen mußten, hatten freie Bahn. Nur von der Skodabatterie her kam noch Feuer. Die mußte zunächst beseitigt werden. Als ich den Platz eben verlassen will, landet ein deutsches Flugzeug! Ich halte, winke dem Flugzeugführer zu, ebenfalls zu halten. Er rollt an meinen Wagen heran. Beim Landen dieses Flugzeuges ist mir ein Gedanke aufgestiegen. Meine erste Frage ist: „Haben Sie noch genügend Sprit?“ „Wozu?“ fragt der Leutnant. Ich zeige ihm auf der Karte die Stellung der Batterie, gebe ihm die Karte: „Sie tun mir einen großen Gefallen, wenn Sie diese Batterie durch ein paar Tiefanflüge ein wenig einschüchtern.“ „Klar, Herr Hauptmann, wird gemacht!“ Er startet sofort, ich sehe ihn eine Orientierungsrunde fliegen und dann hinunterstoßen auf die Batterie. Hell knattert sein MG-Feuer herüber. Noch während dieses improvisierten Angriffs, der die holländischen Kanoniere in Deckung zwingt, setzen meine Jäger den Angriff an. Sie feuern mit ihren leichten MGs, ohne erst in Stellung zu gehen, werfen Handgranaten, und im Handumdrehen ist die Batterie genommen.

Im weiten Umkreis um den Flugplatz sollen noch einige holländische Abteilungen stehen. Zu einer von ihnen schicke ich den gefangenen Kommandanten der Flugplatzverteidigung mit dem Auftrag, sie zur Übergabe aufzufordern, da weiterer Widerstand sinnlos sei und nur unnötiges Blutvergießen erfordere. Der Holländer gibt mir sein Ehrenwort, daß er wiederkommt. Er ist nicht wiedergekommen. Aber Ehre diesem tapferen Soldaten. Er ist durch holländische Kugeln gefallen, als er auf die in Stellung gegangene Abteilung zuging. Seine Leute schienen ihn für einen Deutschen gehalten zu haben.

Nun könnten ja die Luftlandetruppen kommen. Aber noch läßt sich nichts sehen. Es fällt mir ein, daß für die Niederkämpfung der Flugplatzverteidigung mehr Zeit angesetzt war, als ich gebraucht habe. Es ist noch früh am Morgen. Da kommt einer meiner Männer angelaufen und meldet: „Herr Hauptmann, der Gefechtsstand ist eingerichtet und der Kaffeetisch gedeckt!“ Ich gehe mit ihm in das Dienstgebäude am Rande des Platzes und muß lachen. Hier ist tatsächlich ein reichhaltiger Früh-

stückstisch gedeckt, das Radio läuft — der Bürgermeister von Amsterdam hält gerade eine Hetzrede —, ich brauche mich nur hinzusetzen.

„Jungs, wie habt ihr das alles so schnell hergezaubert?" — „Haben wir nicht, Herr Hauptmann, det haben die Holländer noch jemacht!"

Das schöne Frühstück wird durch das Dröhnen vieler Motoren unterbrochen. Die Luftlandetruppen! Ich eile auf den Platz und sehe gerade die erste Maschine einschweben. An einem Fenster erkenne ich Oberstleutnant X., der mir strahlend zuwinkt. Noch gestern hat er mir mit dem Finger gedroht und gesagt: „Kinder, Kinder, daß ihr bloß da seid, wenn ich lande!" Es gibt ein herrliches Begrüßungsfest, und nun geht es am laufenden Band. Kaum ist eine Maschine gelandet, da springt auch schon die Infanterie mit ihren gesamten Waffen heraus. Der gleiche Vorgang wiederholt sich nun dauernd. In wenigen Minuten, während die Landung noch immer weitergeht, steht schon eine ansehnliche Streitmacht zur Verfügung. Mit einer der ersten Maschinen ist auch unser General gelandet. Ich bin stolz, ihm melden zu können, daß der Platz schon erkämpft und gesichert ist.

Nun trifft der General die weiteren Anordnungen. Er ist später selbst schwer verwundet worden. Wie hoch sein Verdienst bewertet wird, geht aus der Verleihung des Ritterkreuzes und der Beförderung zum General der Flieger durch den Führer hervor.

Ich bin doch froh, daß die Verstärkung jetzt da ist, denn sofort gehen Luftlandetruppen weiter vor, um die von mir vorgeschobene Brückensicherung zu verstärken.

Auf dem Flugplatz herrscht ein munterer Betrieb. Ein Flugzeug nach dem anderen landet und startet sofort wieder, wenn es seine Ladung ausgespuckt hat. Der General steht auf einem kleinen Erdhügel am Rande des Platzes und leitet Landung und Einsatz seiner Truppen. Plötzlich heult es heran, und 50 Meter neben dem Gefechtsstand des Generals haut es ein. Dieser erste Schuß eröffnet ein ziemlich heftiges Artilleriefeuer auf den Platz. Die Holländer scheinen nach Niederkämpfung ihrer Skodabatterie weiter entfernt andere Batterien in Stellung gebracht zu haben. Der General läßt sich durch das Feuer, das zeitweise beängstigend nahe liegt, nicht stören. Einmal sagt er mir: „Passen Sie auf, bald werden die Engländer da sein!" Der General sollte recht behalten. Gegen Mittag kamen sie. Von Südwesten flogen auch zweimotorige Engländer den Platz an. Sie hatten nur die Rechnung ohne unsere Abwehr gemacht. Einen Engländer hatte ich im Glase. Er brannte, machte die typische schwerfällige Bewegung nach vorn, dann ging er auf die Fläche und stürzte wie eine brennende Fackel in die Tiefe. Ein Mann war mit dem Fallschirm von dem Flugzeug freigekommen. Aber auch sein Schirm brannte schon, und er stürzte ab. Gleich darauf raste ein anderer Engländer in geringer Höhe über den Platz. Ein Motor brannte. Mit derselben eigenartigen Bewegung stürzte er ab und explodierte auf der Autobahn am Hafen. In wenigen Minuten waren alle Tommies am Boden zerschellt.

Unbeschadet dieses Kampfes ging das Landemanöver der Luftlandetruppen weiter. Eine Transportmaschine ist nach dem Start grade auf etwa 250 Meter gekommen, als ein englischer Bomber sich auf sie stürzte. Wir hören schon das Knattern der feindlichen MGs und geben keinen Pfifferling mehr für unsere Maschine. Aber da hören wir das Abwehrfeuer des Heckschützen unserer braven Ju. Er hat Glück, schon schlagen unter den Feuerstößen des Deutschen die hellen Flammen hervor, und unter dem jubelnden Beifall der Fallschirmjäger und der Luftinfanterie stürzt der Feind brennend ab. Wie wir durch Melder erfuhren, wurden unsere Brückensicherungen stark angegriffen, und es war höchste Zeit, daß die Luftlandetruppen die wenigen Fallschirmjäger, die ich als Brückensicherung vorgeschickt hatte, verstärkten. Die Männer von Oberstleutnant X. haben prachtvoll gearbeitet. Sie nennen den Oberstleutnant ihren Vater und verehren ihn förmlich. Wes Geistes Kind dieser Offizier ist, zeigt ein kleiner Vorfall. Auf einem beschlagnahmten Motorrad fuhr er vom Flugplatz zur Stadt, hinter sich seinen Adjutanten. Unterwegs geriet er in feindliches Feuer. Der Adjutant wird ihm von der Maschine heruntergeschossen. Der Oberstleutnant, dessen Anwesenheit vorn unbedingt erforderlich ist, überzeugt sich kurz, daß die Nachkommenden sich um den Verwundeten kümmern. Es war höchste Zeit, daß er zu den Truppen kam. Dort hielten sich die Männer zusammen mit meinen Fallschirmjägern immer noch gegen eine starke Übermacht. Die Lage war dadurch schwierig geworden, daß holländische Offiziere in Zivil auf Booten über die Maas gesetzt waren, um unsere Stellungen zu erkunden. Die Holländer hatten also genaue Kenntnis unserer Positionen, wie unsere Leute bald an dem sehr genau liegenden Feuer merken sollten. Einmal wollten holländische Marinesoldaten mit Schiffen über die Maas gehen, um uns im Rücken zu fassen. Aber unsere schweren Maschinengewehre haben mächtig unter ihnen aufgeräumt. Sie erhielten schwerste Verluste und mußten das Unternehmen aufgeben.

Der Feinddruck auf unseren nördlichen Brückenkopf wurde immer stärker. Aber unsere Männer haben in zum Teil schon brennenden Häusern ausgehalten und den Brückenkopf nicht aufgegeben.

Die erste Nacht im Feindesland brach herein. Wie erwartet, kam der Engländer. Alle fünf Minuten flogen Bomber den Platz an, warfen Leuchtbomben und in ihrem Schein Sprengbomben irgendwohin, dann feuerten sie aus knapp 50 Meter Höhe mit MGs und Kanonen in die Gegend. Aber bald war leichte Flak zur Stelle, die die Briten abwehrte und in große Höhen zwang.

Bei dem Bombenangriff der Engländer wurden sechs meiner Leute verwundet und ein mit Munition gefülltes Gebäude getroffen. Das gab ein herrliches Feuerwerk. Die ganze Munition und die vielen Leuchtpatronen gingen hoch.

Inzwischen erreichte mich der Befehl des Regiments, mich beim Gefechtsstand zu melden. Hier residierte mit der souveränen Ruhe eines alten Infanteristen Oberst X. Auf die Meldungen, der Holländer greife hier und da an, sagte er nur: „Quatsch,

deutsche Fallschirmjäger werden überhaupt nicht angegriffen. Die Holländer lassen sich höchstens mal sehen." Was nicht hinderte, daß der Oberst Befehle erteilte, die den Holländern, wenn sie sich irgendwo sehen ließen, äußerst unangenehm geworden sind.

Am nächsten Tag erreichte das Regiment die Nachricht, daß unsere Panzer nur noch 80 Kilometer weit von unseren Stellungen entfernt wären. Obwohl wir ständig Herren der Lage waren, den Holländern stets das Gesetz des Handelns diktierten, brachte diese Meldung eine angenehme Entspannung. Jetzt wußten wir, daß wir unseren Auftrag erfüllen würden.

Am Nachmittag des dritten Tages traf eine Meldung ein, daß holländische Pioniere an einer Autobahnbrücke halbwegs zwischen Moerdijk und Dordrecht unsere schwache Sicherung überwältigt hatten und im Begriff waren, die Brücke zu sprengen. Die Holländer waren von Süden aus einem Gebiet gekommen, das von uns noch nicht gesichert war. Der Kommandeur sagte zu mir nichts als: „Hin, X.!" Mit einer Kompanie erreichte ich im Eilmarsch die Brücke. Wir griffen sofort rechts und links der Straße an. Die Holländer waren im Vorteil, da sie hinter den Brückengeländern gedeckt und überhöht schießen konnten. Ihr Nachteil war, daß ihnen die Sonne ins Gesicht schien. Mit ein paar Mann ging ich seitlich der Straße gegen die Brücke vor. Immer wenn unsere MGs die Brückenbesatzung niederhielten, machten wir einen Sprung. Als ich, etwa 50 Meter von der Brücke entfernt, wieder einen Sprung machte, zischte es mir wie glühendes Eisen durch die Hand. Ich warf mich hin, um den Schaden zu besehen. Der Schuß war durch die geballte Faust gegangen, hatte einen Finger zersplittert und war reichlich schmerzhaft. Ich konnte einen weiteren Sprung von etwa 30 Metern machen und ging wieder in Deckung. Im Hinwerfen bekam ich einen Schlag an den rechten Fuß, den ich mehr als deutlich spürte. Jetzt allerdings war der Bart ab, denn ich war bewegungsunfähig. Ich mußte mich nun darauf beschränken, den weiteren Verlauf den Angriffs zu beobachten. Meine Jäger hatten sich inzwischen so weit an die Brücke herangearbeitet, daß sie mit einem letzten Sprung am Feind waren. Die Holländer ließen es nicht auf ein Handgemenge ankommen, sondern ergaben sich. Einige wenige konnten auf ihren Rädern flüchten. Da sie nach Dordrecht zu fuhren, wußte ich genau, daß sie dort von unserer Brückensicherung warm empfangen würden, und ließ sie sausen. Meine Männer, fix wie immer, brachten die Krafträder der Gefangenen in Schwung und schafften mich mit den wenigen Verwundeten zum Regiment, wo wir verbunden wurden.

Am ersten Abend nach meiner Einlieferung in ein Heimatlazarett stellte ich das Rundfunkgerät an, und kaum war es warm geworden, ertönte die Nachricht, daß der Führer außer meinem Regimentskommandeur und den anderen Bataillonskommandeuren auch mir das Ritterkreuz verliehen habe. Ich hatte keine Ahnung davon, glaubte mich durch das EK I dafür, daß ich nichts als meine Pflicht getan habe, reichlich belohnt.

Kradschützen, Panzer und Sturzbomber in den Verfolgungskämpfen an der Maas

Unsere Kradschützen sind auf den Feind gestoßen. Nur mit schwachen Kräften versuchen die Franzosen und die Belgier, ihren Rückzug zu decken. Diesen schnellen Truppen, die wie der Wirbelwind nach vorn stießen und als erste über die Sperren hinwegsetzten, war die Nachhut der sich zurückziehenden feindlichen Truppen nicht gewachsen. Aus dem Rückzug der letzten feindlichen Teile wird eine Flucht. Die letzten Franzosen und Belgier stießen auf ihr Gros und brachten dies ebenfalls zu fluchtartigem Zurückgehen. Der Rückzug des Feindes ist so überraschend, daß unsere Kradschützen kaum Gelegenheit haben, stärker in den Kampf einzugreifen. Nur hier und da gibt es in den ersten Stunden des Vorgehens über die Maas kleine Plänkeleien. Stets wird der Feind geworfen. Sein schnelles Zurückgehen wird überstürzte Flucht. Unsere Truppen finden in den Waldschneisen zahlreiche französische Krafträder, deren Motore noch laufen. Viele feindliche Paks sind schon nach kurzer Zeit in unsere Hand gefallen. Es ist ein seltsames Bild, unsere Kradschützen auf dem Vormarsch zu sehen. Neben den niedrigen Fahrzeugen sind auch die erbeuteten hohen Beiwagenmaschinen der Franzosen eingereiht worden. Nun sitzen auf ihnen unsere Männer.

An den Straßenrändern stehen noch französische Panzerkampfwagen. Einige haben den hastigen Rückzug nicht ausgehalten und mußten wegen Maschinenschadens liegen bleiben. Andere weisen in ihren Panzerplatten beinahe faustgroße Löcher auf: Spuren des deutschen Feuers. Die französischen Panzersoldaten, die am Leben geblieben sind, stehen daneben und lassen sich gefangennehmen. Nur wenige Kilometer von der Maas entfernt, raffen sich die Franzosen zusammen. Der Feind hat seine Panzer hier zusammengezogen und setzt sie zum Gegenstoß auf die deutschen Kolonnen an. Auf einem langen Hang, der nur dünn mit Büschen bestanden ist, rücken die feindlichen Panzer auf uns zu. Der Spitzenkommandeur befiehlt die Pak nach vorn. In einem Höllentempo jagen die wendigen Fahrzeuge an ihre befohlenen Plätze. Die Männer protzen ab. Die Pak ist bereit. Zu ihrer Unterstützung werden einige Haubitzen eingesetzt, die in offener Feldstellung, doch gut getarnt, auffahren. Näher rücken die Panzer. 1000 — 800 — 600 Meter. Immer noch haben sie uns nicht erkannt. Endlich kommt der Feuerbefehl. Die Männer hinter den Paks jagen

aus den Rohren hinaus, was sie können. Die Haubitzen werfen ihre schweren Granaten in geringer Entfernung auf den Feind, der von diesem wuchtigen Abwehrstoß so überrascht ist, daß er sofort kehrt macht und verschwindet. Unsere Panzer stoßen nach. Der französische Gegenstoß ist völlig zusammengebrochen.

In höchster Eile geht es vorwärts zur Maas. Wir wollen den Franzosen den Rückzug abschneiden und die Brücken erreichen, ehe sie gesprengt werden. Doch vor dem Maasübergang hat sich der Feind noch einmal zum Widerstand bereitgestellt. Nur wenige Minuten dauert der Kampf, und der erste Panzerspähwagen, gefolgt von einem schweren Panzer, geht über die Brücke. Eine riesige Stichflamme, ein betäubender Knall. Im gleichen Augenblick war die Ladung in der Brücke vom Feind entzündet worden. Wir kamen Sekunden zu spät. Beide Panzer gingen mit in die Luft. Kradschützen machten sich sofort bereit, mit Floßsäcken über den Fluß zu setzen. Im Handumdrehen sind die ersten übergesetzt. Mit Maschinengewehren schlagen sie jeden Angriff der Franzosen, die sich in vorbereiteten Stellungen und Bunkern am anderen Ufer festgesetzt haben, zurück. Rasch ist Artillerie herangezogen, die eine Bunkergruppe zum Schweigen bringt. Doch auch die Franzosen ziehen ihre Artillerie auf dem anderen Ufer zusammen und versuchen nun durch Trommelfeuer unseren weiteren Vorstoß zu verhindern. Aber unaufhaltsam dringen die Kradschützen in der anbrechenden Dunkelheit nach vorn. Im frühen Morgengrauen des Pfingstmontag gelingt es, über den steilen Uferhang hinaus bis 4,5 Kilometer hinter die Maas durchzukommen.

Immer mehr verstärkt der Franzose seine Artillerie. 200 Meter vor dem diesseitigen Ufer der Maas liegt der Befehlsstand unserer eigenen Artillerie. Die B-Stelle ist weit vorn bei den ersten Kradschützen, die als Infanteristen vorgehen. Die Franzosen, die von den Belgiern über jede Einzelheit des Geländes in Kenntnis gesetzt worden sind, haben die Befehlsstelle bald ausgemacht. Und nun beginnt schweres Feuer.

Das Scherenfernrohr ist auf der Hügelkuppe aufgestellt. Das Feldtelephon zu den Feuerleitstellen und der Sender zu der B-Stelle liegen dicht dahinter in der Senke. Zuerst beginnt eine 7,5-Zentimeter-Batterie zu schießen. Sie gibt den links und rechts liegenden 18-Zentimeter-Batterien das Ziel weiter durch. Und nun beginnen auch diese. Lage auf Lage pfeift durch die Luft und schlägt am vorderen Hang jenseits der Maas ein. Immer höher klettern die Einschläge. Die Unsrigen halten die Verbindung mit den Batterien und der B-Stelle aufrecht. Der Schweiß läuft ihnen von der Stirn, die Kragen sind weit geöffnet. Vom Schreien klingen ihre Stimmen heiser. Kaum haben sich unsere Batterien auf den Gegner eingeschossen, da wechselt er seine Stellung. Wieder muß die B-Stelle neue Schußlagen durchgeben, wieder müssen die Melder in höchstem Tempo durch das feindliche Feuer laufen. Alles atmet auf, als am Himmel Stukas und Bomber erscheinen. Mit einem Schlag schweigen die feindlichen Batterien. Die Bomben fielen ins Ziel, und der Widerstand der feindlichen Artillerie war gebrochen.

Gewaltsame Aufklärung am Zuiderseedamm

Kornwerderzand ist ein stark ausgebautes Befestigungswerk auf einer schmalen Landzunge, die senkrecht zum Damm der Zuidersee steht — jenem Damm, der die Zuidersee zwischen Wieringen und Zurig vom offenen Meer abschließt. Sie nennt sich von alters her eine natürliche Festung, die bisher als uneinnehmbar gegolten hat.

Eine Pionierabteilung ist eben daran, an der Chaussee, die nach Harlingen führt, umfangreiche Betonhindernisse zu sprengen.

Das Dröhnen der Explosion und die Rauchwolke hinter uns besagen, daß die Straßensperre bei Zurig beseitigt ist. Wir begegnen den Stoßtrupps, die sich eben für das Unternehmen fertigmachen, ihr Sturmgepäck auf die Räder satteln und sich Handgranaten in die Stiefelschäfte stecken.

Drei durch Pioniere verstärkte Stoßtrupps einer Radfahrereinheit haben den Bereitstellungsraum erreicht. Jetzt rattert auch die schwere Flak, lang erwartet, auf den Brückenkopf zu. Es ist 18 Uhr 35. Ruckzuck ist sie auch schon in Feuerstellung gebracht.

Die paar durch Luftbeschuß erledigten Omnibusse, die von den flüchtenden Holländern am Damm zurückgelassen wurden, dienen zur Tarnung. Es ist für jeden Soldaten eine helle Freude zu sehen, mit welcher Schnelligkeit und Präzision die Bedienungsmannschaften arbeiten — Prachtkerle!

Das Scherenfernrohr der B-Stelle ist aufgebaut und lugt nach den Befestigungen hin. Feuerbereitschaft wird gemeldet. Ein Aufklärungsflieger zieht über dem Damm seine Kreise. Er soll feststellen, ob rückläufige Bewegung des Feindes nach dem Beschuß stattfindet. Der Auftrag heißt für alle: erstens feststellen, ob der Feind sich verteidigt; zweitens, wie stark seine Verteidigungsmittel sind und ob er über Artillerie verfügt; drittens Unschädlichmachen der Minensperren durch Beschuß.

Der Angriffsstreifen für die gewaltsame Aufklärung ist denkbar ungünstig. Zwanzig Meter breit ist die begehbare Bahn des etwa vierzig bis fünfzig Meter breiten Dammes. Nirgends eine Möglichkeit zu hinreichender Deckung. Nur die vier Kilometer lange Asphaltstraße vor uns, die noch hinführt nach Kornwerderzand. Die Verteidiger aber sind auf diese Straße aufs beste eingeschossen. Sie können auf

beiden Seiten des Dammes MG-Flankenfeuer legen und die Fahrbahn mit Artilleriebeschuß zudecken.

18 Uhr 45. Die Beschießung hat begonnen. Die Leuchtspurgeschosse der Flak zischen auf das Ziel zu. Zu kurz — zu weit. Dann aber Treffer! Schwarzer Rauch wölkt hoch.

„Sprenggranaten laden!" kommandiert in einem fort der Geschützführer. „Feuern!" In den Stellungen drüben rührt sich nichts. Kein Schuß wird erwidert. Von der B-Stelle kommt nach der Korrektur das Kommando herüber: „Feuerüberfall!" Wieder sitzen die Schüsse im Ziel. Das Dröhnen der Kanonade schwillt an und hat längst das Rauschen der starken Brandung überschlagen. Die Artillerie feuert aus allen Rohren. Die Ziele verschwinden für Minuten im Rauch der Einschläge. Über eine Stunde lang rollt das Donnern der Batterien über Damm und See dahin.

Die Stoßtrupps schieben sich auf ihren Rädern lautlos die Dammstraße hinauf, Richtung Kornwerderzand. Etwa zwei Kilometer tief sind sie vorgekommen. Da beginnt der Feind dazwischenzufunken, als ob er erst jetzt aus seinem Schrecken erwacht wäre. Ganz dicht vor uns liegen die Einschläge. Alles in Deckung, soweit vorhanden! Nur eine flache Rinne ist seitlich der Fahrbahn. Eine Gruppe sucht jenseits des Dammes Schutz, wird aber vom Feind durch Flankenfeuer zurückgetrieben. Die ersten Verwundeten werden mit Krafträdern eilends zurückgeschafft. Dicke Luft ist auf diesem verdammten Damm. In langer Reihe liegen wir in der Wasserrinne. Dannn wieder: Vorwärts, marsch, marsch!

Bis auf 500 Meter arbeiten sich unsere tapferen Stoßtrupps an den Feind heran, ungeachtet des wütenden Abwehrfeuers. Pakgeschosse zerfauchen auf der Asphaltdecke. Da geht die Nase des Infanteristen tief in den Dreck hinein.

Der Artilleriekommandeur und sein Adjutant werden von vorbeikommenden Kradfahrern als verwundet gemeldet. Langsam lösen sich die Stoßtrupps wieder vom Feind.

Die gewaltsame Aufklärung hat ihre Aufträge erfüllt.

Kampftage einer Flakbatterie

Unsere Flak hat, wo sie eingesetzt war, in Polen, in Norwegen, in Holland, in Belgien und in Frankreich, ihren Mann gestellt. Gegen Luft- und Erdziele ist sie mit steigendem Erfolg eingesetzt worden. Was aber eine schwere Flakbatterie zu Beginn des Westkrieges an einem einzigen Tage erlebt hat, das dürfte einzigartig sein, und darum sei der wildeste Tag dieser Batterie hier für immer festgehalten.

Die Batterie hatte westlich Aachen die holländische Grenze überschritten und war am 10. Mai ostwärts der Maas in Stellung gegangen. An diesem Freitag ereignete sich überhaupt nichts. Die Kanoniere schimpften schon. Sie hatten sich das in einem Krieg gegen die Westmächte doch etwas anders vorgestellt. Am Sonnabend, dem 11. Mai, nahm die Batterie einen Stellungswechsel vor. Als erste schwere Batterie ging sie über eine Pontonbrücke bei Maastricht über die Maas. Südwestlich der Stadt bezog sie die neue Stellung. Schon um 11 Uhr sprengte sie einen Verband britischer Wellington-Bomber, ohne aber einen Abschuß buchen zu können. Diese Wellingtons griffen die Brücken in Maastricht an, die für uns wichtigste Nachschubstraße über die Maas. Es sei vorweggenommen, daß alle, teilweise sehr heftigen Angriffe der Engländer auf diese Brücken ohne jeden Erfolg geblieben sind. Das ist zum größten Teil ein Verdienst der deutschen Flak.

Den ganzen Tag über war es dann ruhig. Aber am Abend gellte das Alarmsignal durch die Batterie. Acht Wellingtons kamen aus den Wolken heraus und schossen auf Maastricht zu. Schon beim ersten Feuerüberfall erschien unter einer der feindlichen Maschinen ein Fallschirm, gleich darauf noch zwei. Teile des Flugzeugs flogen durch die Luft, die Maschine stürzte steil ab und verschwand hinter dem Horizont. Der britische Verband war gesprengt, griff aber im Tiefflug weiter an. Ein leichtes Geschütz einer Batterie bekam einen zweiten Engländer zu fassen und zerschoß ihm das Leitwerk. Auch hier sprang die Besatzung im Fallschirm ab und geriet in Gefangenschaft. Das Flugzeug zerschellte am Boden. Die Nacht war trotz steter Alarmbereitschaft ruhig. Ein leichter Rieselregen ging hernieder, vermutlich hat das trübe Wetter die Engländer von nächtlichen Angriffen abgehalten.

Als Entschädigung für die tatendurstigen Kanoniere sollte der Sonntag, es war der 12. Mai, ein wahrer Festtag werden. Es ging schon recht früh los. In der Frühe stießen sieben Bristol Blenheims aus den Wolken nach unten. Die Geschütze

hatten den Feind rechtzeitig erkannt. Er verschwand sofort wieder in den Wolken. Aber aus den Wolkenschleiern kamen die Tommies wieder zum Vorschein. Die erste Gruppe lag dicht neben den feindlichen Flugzeugen. Aus einem von ihnen schoß eine Stichflamme hervor, und unter dem Jubelgeheul der Kanoniere stürzte der Engländer, eine helle Flamme nach sich ziehend, senkrecht zur Erde nieder. Eine riesige schwarze Rauchwolke schoß über der Aufschlagstelle hoch.

Drei englische Fairey Battles griffen im Tiefflug an. Als die Engländer die Batterie in nur fünf Meter Höhe übersprangen, jagten die leichten Geschütze ihnen einige Gruppen nach, zunächst ohne Erfolg. Das Feuer muß den Briten aber doch unangenehm gewesen sein, denn sie nahmen eine leichte Kursänderung vor. Sie jagten genau auf eine Nachbarbatterie zu, die durch das Feuer schon aufmerksam geworden war. Die leichte Flak dieser Batterie schoß in wenigen Sekunden alle drei Engländer ab. Es gab, von uns genau beobachtet, drei Stichflammen. Bei der geringen Höhe, in der sie flogen, rasten die drei Engländer mit Vollgas in den Boden. Ungeheure Detonationen dröhnten herüber, und dann trieben wieder die bewußten schwarzen Rauchwolken, Zeichen des Benzinbrandes, über die Stellung hinweg.

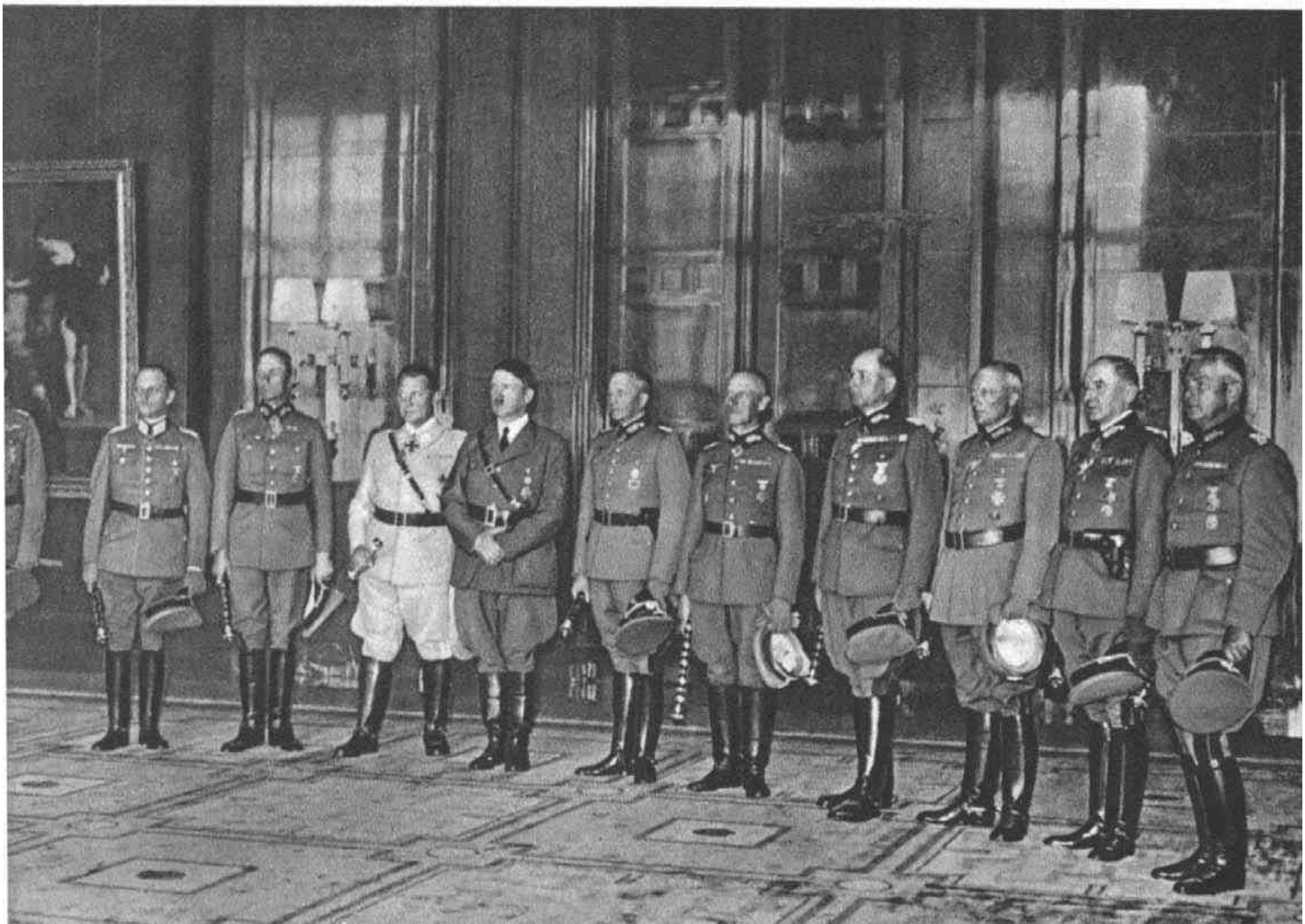
Einige Sekunden später erschienen wieder drei Engländer, diesmal waren es Bristol Blenheims. In über 1000 Meter Höhe zogen sie über die Stellung. Eine Maschine trennte sich von der Kette und warf eine Bombe. Die Kanoniere sahen sie fallen, verfolgten ihre Flugbahn und freuten sich nicht schlecht, als sie 400 Meter neben der Batterie einschlug. Der Engländer, ein ganz frecher Bursche, war nach dem Abwurf tief heruntergestoßen und nahm die Batterie unter MG-Feuer. Unmittelbar hinter diesen drei Blenheims erschienen zwölf weitere, die etwas höher flogen. Kaum waren sie aus dem Feuerbereich verschwunden, da erschienen wiederum drei Blenheims. Auch diese drei bekamen ihren Segen ab, der sie zersprengte.

Die Engländer schienen die Taktik zu verfolgen, die Batterie, die ihnen schon reichlich unangenehm geworden war, durch rollende Angriffe zu verwirren, um dann ungestört ihre Bomben auf die Brücken werfen zu können. Der Batteriechef hatte diese Vermutung kaum geäußert, als sie auch schon durch das Erscheinen weiterer drei Blenheims bestätigt wurde. Die Batterie zersprengte die drei, stoppte aber das Feuer ab, da zwei deutsche Jäger hinter den Blenheims auftauchten. Von unseren Jägern verfolgt, brausten die Engländer nach Westen ab. Die Kanoniere starrten ihnen nach und freuten sich über das rasende MG-Feuer, das aus der Höhe tönte. Deutlich konnten sie die schnellere Schußfolge der deutschen MGs gegenüber dem langsamen Tak-tak-tak der englischen Heckschützen unterscheiden. Nach kaum einer Minute zeigte die eine Blenheim eine Stichflamme und verschwand brennend hinter Bäumen aus dem Gesichtsfeld.

Ein Kanonier meinte, die Woche fängt gut an, als auch schon der nächste Angriff kam. Von Westen raste in 50 Meter Höhe eine einzelne Blenheim heran. Die leichten Geschütze hatten sie schon aufgefaßt und feuerten aus allen Rohren. Die



Der Führer verleiht die neuen Marschallstäbe





Deutsche Fallschirmjäger über Den Haag

Eroberer des Forts Eben-Emael



Blenheim drehte ab, und — wie aus dem Himmel gefallen, saß ihr eine Rotte Messerschmittjäger im Nacken. Ein kurzer Feuerstoß, und mit hellen Flammen zerschellte der Engländer auf der Erde.

Wenn sich auch unsere Kanoniere, die ja monatelang in Deutschland untätig in Feuerstellung gelegen hatten, über diesen Mordsbetrieb freuten, so waren sie doch nicht böse, daß wenigstens das Mittagessen an diesem denkwürdigen Sonntag nicht gestört wurde. Und sie buchten dem Engländer dafür ein kleines Plus. Auch eine kleine Ruhepause nach dem Essen war den Kanonieren noch vergönnt. Aber dann ging es wieder los. Diesmal waren es die lieben Bundesgenossen, die Franzosen. Am frühen Nachmittag erschienen vier Heckenspringer über Maastricht, es waren französische Bomber vom Baumuster Bréguet 690. Schon in Maastricht waren sie durch leichte Flak befunkt worden. Die Franzmänner kamen in acht bis zehn Meter Höhe angejagt. Schon etwa zwei Kilometer vor unserer Batterie zerknallte eine Bréguet auf dem Boden. Sie war von einem leichten Geschütz der Nachbarbatterie erledigt worden.

Die drei übriggebliebenen kamen mit genauem Kurs auf unsere Batterie zu und schossen schon von weitem aus ihren Bug-MGs. Unsere leichten Geschütze feuerten, was sie konnten. Innerhalb einer einzigen Sekunde zeigten zwei der Angreifer Stichflammen, schlugen auf der Erde auf und explodierten. Die vierte Bréguet wurde eine Sekunde später brennend abgeschossen. Der ganze Vorgang, der die Vernichtung von vier schweren französischen Bombern in sich schloß, hatte zehn Sekunden gedauert.

Erst nach dem Abendbrot gab es wieder Alarm. Zwei Blenheims erschienen, in Bodennähe fliegend und von den leichten Geschützen heftig unter Feuer genommen. Der eine Engländer zeichnete deutlich auf die Treffer, bekam dann aber mehrere Volltreffer durch die leichte Flak einer Nachbarbatterie und stürzte über Maastricht brennend ab. Dieser Brite hatte die Batterie mit MGs und einem Geschütz beschossen. Zum Glück gab es keine Verluste, obwohl die Einschläge ringsherum am Boden zerknallten. Daß dieser Bomber aber eine Verpflegungskiste restlos zerschossen hatte, das haben ihm die Kanoniere schwer übel genommen. Die zweite Blenheim flog etwas abgesetzt von der ersten und wurde, während die erste abstürzte, von den Salven unserer Batterie getroffen. Sie flog brennend über einen Kilometer weit, setzte in zweitausend Meter Entfernung von der Batterie auf und explodierte eine Minute später. Die Besatzung wurde gefangengenommen.

Bedarf es noch der Versicherung, daß es in diesem Krieg bisher kaum eine Flakbatterie gegeben hat, die so vergnügt wie diese am Abend dieses denkwürdigen Kampftages die Stahlhelme abnahm und sich den Schweiß aus dem Gesicht wischte? Dieser eine Tag war den Kanonieren reichste Belohnung für die vielen Monate untätigen Wartens und Lauerns.

Abgeschossen – Vermißt – Befreit

Es ist 2 Uhr 45. Ich sitze in der Maschine, rechts von mir der Beobachter. Von hinten kommt vom Funker durch: „Alles klar!“ Draußen ist stockdunkle Nacht. Die Motoren sind abgebremst, und ich warte nur darauf, daß der große Zeiger der Uhr auf dem Steuerknüppel die 50 durchläuft, denn 2 Uhr 50 ist meine Startzeit. 2 Uhr 45; gleich ist es soweit. Ich gebe langsam Gas, und entlang an der bunten Lampenreihe rollt der schwere Vogel und hebt sich mit seiner Last über die ersten Hindernisse am Rande des Rollfeldes in die Luft. Wir fliegen der Küste zu. Links und rechts haben die beiden Kettenkameraden aufgeschlossen. Wir vergleichen die Kompasse und ändern Kurs auf das Ziel zu, auf unser Ziel, das heute ein Flughafen an der nordwestfranzösischen Küste ist. Endlich liegt er unter uns — wir sehen die Maschinen vor den Hallen. Heute muß jede Bombe sitzen. Dreimal greifen wir an, und dreimal fallen die Bomben so, wie wir es uns gedacht haben. Beim zweitenmal hat uns die Flak erwischt, beim drittenmal hat sie sich so gut eingeschossen, daß mein Höhenruder nicht mehr einwandfrei arbeitet. Plötzlich von hinten die Stimme des Bordschützen: „Von rechts feindliche Jäger!“ Wir sind nicht sehr hoch und haben so nicht mehr den Vorteil, uns Geschwindigkeit aufdrücken zu können — aber es wird schon klar gehen!

Die Jäger greifen zweimal an, ohne Wirkung zu erzielen. In der Maschine herrscht vorbildliche Ruhe, kein Wort zuviel, aber auch keins zu wenig. Hinten hämmern die MGs. Beim dritten Angriff der Jäger höre ich die Stimme des Bordschützen: „Ich bin verwundet — bitte verbinden!“ Ich weiß genau, wenn dieser Bordschütze sofort verbunden werden will, muß es ihn schon erheblich erwischt haben. Aber ich kann ihm nicht helfen und gebe zurück: „Auf jeden Fall weiterschießen!“ Inzwischen ist der Beobachter nach hinten gegangen und übernimmt das Maschinengewehr des Bordschützen. Wieder bellen die Maschinengewehre laut auf. Ein vierter Angriff der Jäger — vorn bei mir in der Kanzel des Flugzeuges splittert Glas — Instrumente fallen aus, sind zerschossen — der rechte Motor arbeitet unruhig und fällt in den Touren ab — die rechte Fläche ist durchlöchert. Alles weitere spielt sich in Minuten ab, die mir wie Stunden erscheinen. Nochmals ein Angriff der Jäger. Der rechte Motor qualmt und bleibt stehen, kurz darauf der linke Motor. Der Beobachter wird verwundet. Ich selbst

habe einen Schuß im rechten Oberschenkel, der durch mein Fliegerbordmesser aufgehalten wird und dort steckenbleibt. Die Maschine, die jetzt völlig steuerlos ist, sinkt, Schnauze zum Boden hin, ich kann gerade noch nach hinten schreien: „Festhalten!“ Dann ein ohrenbetäubender Krach — und nichts mehr.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich vorn in der Kanzel und sehe rechts von mir im zerbrochenen Glas einen roten Schein. Mein erster Gedanke: „Feuer!“ — und schon rapple ich mich auf, klettere aus dem verklemmten Fenster aus der Maschine heraus und sehe draußen meine Kameraden bereits Vorkehrungen zur völligen Vernichtung der Maschine treffen, die auf keinen Fall in Feindeshand fallen darf. In 100 Meter Entfernung schießen MGs. und treffen unsere Maschine, aber keinen von uns. Es ist, als ob man Kieselsteine in eine Fensterscheibe hineinwirft, dieses Einschlagen der Kugeln in den Flugzeugleib. Kurze Zeit darauf sind wir von französischen Soldaten und Zivilbevölkerung umringt, werden, obwohl wir uns kaum auf den Füßen halten können, im Triumphzug in ein nahegelegenes Haus gebracht. Dort wird unser Verwundeter ohnmächtig. Ich selbst werde auf eine Bank gelegt. Als ich wieder zu mir komme, sind meine Taschen ausgeräubert. Nicht einmal den Kamm und das Taschentuch haben sie mir gelassen. Autos fahren vor. Wir werden von dem Schwerverwundeten getrennt und mit Lastwagen in eine kleine französische Stadt gebracht.

In einem geschlossenen Hof hält der Wagen. Wir müssen aussteigen. Aber der Weg geht nicht zur Vernehmung, wie wir gedacht haben, sondern wir werden, jeder für sich, in eine kleine, feuchtkalte Zelle eingesperrt und warten dort Stunden auf Stunden. Abends ein kurzes Verhör, aber sie bekommen nichts aus uns heraus. Und so bringt man uns wieder in die Zelle. Die Nacht ist kalt. Die Zelle hat zwei kleine Fenster, deren Scheiben zerschlagen sind. Der Wind pfeift durch den Raum. Ich friere jämmerlich. Eine Decke hat man uns zugestanden. Am nächsten Tag bitte ich um eine weitere Decke und ein Kopfkissen, weil ich mit Gehirnerschütterung und einer Beinverletzung während der kalten Nacht starke Kopfschmerzen bekommen habe. Ich weise auf die zerschlagenen Fenster hin. Als Antwort darauf werden die Fenster mit Brettern und Pappe zugenagelt, so daß es von nun an ganz dunkel in der Zelle ist. Eine weitere Decke bekomme ich nicht.

Die Verpflegung ist erstaunlicherweise ausreichend. Aber man ist durch die schlechte Behandlung derart mißtrauisch geworden, daß man nur mit Widerstreben ißt. Dreimal noch werde ich zum Verhör vorgeführt, werde angeschrien, der vernehmende Offizier schüttelt mich hin und her, obgleich ich mich kaum auf den Füßen halten kann. Wie ich später erfuhr, hat man einen anderen meiner Besatzung sogar geschlagen, um wichtige Einzelheiten aus ihm herauszuholen. Mit soldatischer Ritterlichkeit hat diese Behandlung nichts mehr zu tun.

Fünf Tage sitzen wir nun schon in Dunkelhaft, und es ist nicht abzusehen, wann dieser Zustand ein Ende nimmt. Inzwischen kommt Pfingsten — wohl das trau-

rigste Pfingstfest, das ich je erlebte! Nur eines war schön, der dauernde Flieger-alarm. Wir hörten unsere Kameraden über uns. In einer Nachbarzelle pfeift einer das Engelandlied. Ganz fein und leise dringt es herüber in meine Zelleneinsamkeit, und mit einem Male weiß ich, ich bin nicht mehr allein, die anderen sind auch noch da. Das Pfeifen wird lauter — alle sind eingefallen. Bis der Posten gegen die Zellentür klopft: richtig, es ist ja verboten!

Am neunten Tag bringt mir der Posten wie allmorgendlich einen Eimer Wasser in die Zelle, und ich entschließe mich nun endlich, mein Taschentuch, das man wir inzwischen wiedergegeben hat, zu waschen. Wir bekommen auch einen Kamm. Ich habe nie gewußt, wie schön Kämmen sein kann. Auch die Ungeziefer-probe ist negativ ausgefallen. Plötzlich rasselt der Schlüssel an der Zelle — ein Unteroffizier schreit mir zu: „départ", und ich weiß aus dem französischen Unter-richt von früher her, daß es so etwas wie Abreise bedeuten muß. Ein eigen-artiges Gefühl: Abreise, und man braucht nicht zu packen. Alles, was ich besitze, ist: ein Rock, eine Hose, ein Hemd, ein Paar Fliegerstiefel und ein Taschentuch. Und das ist meine Ausrüstung, in der ich sechzehn Tage gewacht und geschlafen habe.

Zum erstenmal sehe ich nun meine Kameraden wieder. Der Schwerverwundete fehlt natürlich, dafür sind von einer anderen abgeschossenen Maschine zwei weitere Flieger mit auf den Wagen gestiegen. Wir werden schwer bewacht, jeder von uns sitzt zwischen zwei Poilus, vorn beim Fahrer zur Sicherung zwei weitere, und auf den Plätzen am weitesten hinten im Wagen zwei Sergeanten. Unwillkürlich denke ich an die riesigen Gefangenenkolonnen in Polen, die von verschwindend wenig deutschen Soldaten in Schach gehalten wurden, und denke weiter an die Tage des norwegischen Feldzuges, als bei uns eine abgeschossene englische Flug-zeugbesatzung zu Mittag aß und von uns so behandelt wurde, wie man einen tapferen und unterlegenen Feind eben zu behandeln hat.

Nach zwei Stunden Fahrt hält der Wagen. Wir werden herausgeführt, wieder ängstlich bewacht, und in einen Raum gebracht, der, wie man uns sagt, als Schlaf-, Wohn- und Eßraum zu dienen hat. Er ist klein, und es ist nur Stroh in diesem Raum. Nach drei Tagen wechselt die Lagerbewachung. Statt der Fran-zosen kommen Belgier. Mit den Franzosen verschwindet auch leider die Ver-pflegung, und wir ernähren uns fortan nur spärlich von Brot. Aber die Belgier selbst leiden auch Hunger. Die Waffenbrüderschaft scheint sich nicht auf den ge-meinsamen Kochtopf zu erstrecken.

Durch eine kleine Ritze in unserer Baracke können wir die Straße beobachten. Flüchtlinge ziehen vorbei, dazwischen Artillerie, Infanterie, Tanks, dann wieder Flüchtlinge. Nachts fallen die deutschen Bomben. Eines Morgens kommt der bel-gische Offizier zu uns und teilt uns mit, daß wir sofort abmarschieren werden. Als Sicherheit gegen die französische Bevölkerung will er uns eine genügende An-zahl belgischer Soldaten mitgeben, um ungefährdet Calais zu erreichen. Diese

Formulierung „gegen die französische Bevölkerung" läßt uns aufhorchen. Die Sache steht für Deutschland schlecht, wollte man uns glauben machen. In den frühen Morgenstunden aber sahen wir durch unsern Ausguck, daß französische Zerstörer in die französischen Befestigungsanlagen der Küste hineinschossen. Nun werden wir hellhörig! Also, folgern wir, sind die Deutschen da, also fliehen die Franzosen vor unsern eigenen Kameraden, also ist die französische Bevölkerung schon selbst auf der Flucht. Und all die Fluchtpläne, die wir bisher gehegt haben, gewinnen Gestalt, ihre Ausführbarkeit rückt in greifbare Nähe. Als wir vor der Baracke antreten, stellen wir fest, daß für uns neun deutsche Gefangene 35 belgische Soldaten und ein Leutnant als Bewachung eingeteilt sind, und wir fluchen innerlich, denn die Flucht wird nun schwieriger sein. Wie berechtigt und gut diese Schutzmaßnahme der Belgier ist, stellen wir erst im Laufe des Tages fest.

Hinter uns marschieren 300 internierte Deutsche, Männer jeden Alters, Frauen mit Kindern an der Hand, Hochschwangere, Greisinnen, alles in wildem Durcheinander. In der ersten Reihe dieses traurigen Zuges marschieren drei deutsche Offiziere, dahinter drei Feldwebel und in der dritten Rotte drei Unteroffiziere. Diese neun deutschen Gefangenen tragen Fliegerpelzstiefel ohne Strümpfe, die Stiefel sind viel zu groß, und nach einer Stunde bereits sind die Füße mehr oder weniger durchgelaufen. Eskortiert sind wir rechts und links von belgischen Soldaten. Wenn wir in Dörfer hineinkommen, ertönt von hinten ein kurzes Kommando des Leutnants: „Doublez des gardes!" Und das ist gut so, denn von weitem schon sehen wir, wie in den Dörfern die Menschen zusammenströmen und auf die deutschen Flieger warten. Am Anfang können wir uns nicht erklären, wieso die Tatsache unseres Durchmarsches so schnell bekannt wird. Dann aber merken wir, daß vor unserem Zug französische Soldaten und Zivilisten marschieren, die in jedem Dorf ihr „Des aviateurs allemands!" laut ausschreien. Sie sind unsre Reklameabteilung, wie wir mit bitterem Lächeln feststellen. Ja, die deutschen Flieger. Man haßt sie dort, wie sonst kaum etwas in der Welt, und man empfängt sie dementsprechend. Für uns, die wir ohne Waffen sind, gibt es nur eine Möglichkeit hindurchzukommen. Wir nehmen, auch wenn es noch so schwer fällt, mit den wunden Füßen Marschtritt auf, erinnern uns an den alten Spruch vom Exerzierplatz: „Kopf hoch, Brust raus!" — und vertrauen im übrigen auf die Bajonette der belgischen Soldaten.

Am schlimmsten sind die Frauen jeglichen Alters, die uns mit einer wahren Sintflut von Schimpfworten und Schmähungen begrüßen. Unvergeßlich bleibt mir eine alte, gebückte Frau mit zahnlosem Mund, deren kreischende Stimme sich immer im höchsten Diskant überschlug, und die auch dann noch, als wir längst vorbei waren, den deutschen „Kindermördern" ihren Haßgesang nachschrie.

Die Straße wird kontrolliert von französischen Militärwagen, deren Insassen ihr Gewehr schußfertig auf dem Wagenrand aufliegen haben. An einer Straßenbiegung plötzlich ein Motorrad, dessen Beiwagenfahrer noch im Fahren abspringt,

auf mich, als dem nächsten Gefangenen, zustürzt, seine Pistole entsichert und ein wildes Kauderwelsch hervorsprudelt. Er setzt mir die Pistole auf die Brust, sein Finger liegt am Abzug, und ich warte, warte und bin nur neugierig, was geschehen wird. Ich sehe noch jetzt sein Gesicht mit den vielen Sommersprossen ganz dicht vor meinen Augen, habe noch jetzt den süßlichen Fuselgeruch, der von ihm ausströmt, in der Nase und wundere mich, daß ich in diesem Augenblick nichts Besseres denken konnte als: Was wird nun kommen? In mein Blickfeld schiebt sich ein belgischer Sergeant, der mit blitzschneller Bewegung die Pistole des halbbetrunkenen Matrosen ergreift und nach unten auf die Erde hält. In der Zwischenzeit ist der belgische Leutnant nach vorn gekommen, wir haben Zeit gewonnen.

Der belgische Leutnant verhandelt mit den Matrosen, die zwar noch einen Offizier als Führer haben, sonst sich aber völlig wild gebärden. Eine halbe Stunde dauert die Verhandlung über unser weiteres Schicksal. Die französischen Marinesoldaten machten unterdes unmißverständliche Halsabschneidebewegungen und schnalzten dabei genießerisch mit der Zunge. Wir haben minutenlang das Gefühl, Schlachtopfer für ein besseres Volksfest zu werden.

Die Verhandlung zwischen dem französischen und dem belgischen Offizier ist sehr wort- und gestenreich. Schließlich aber setzt der Belgier durch, daß wir bei ihm bleiben dürfen und nicht dieser wilden Horde von Straßenräubern „pour plaisir" ausgeliefert werden.

Der Marsch geht weiter. Zum erstenmal höre ich von Dorfbewohnern die Frage: „Des Allemands?" Bisher hieß es immer: „Des boches?" Und gleich nach der bejahenden Antwort kam dann eine Flut von Schmähworten und Speichel. Die Belgier füllen ihre Feldflaschen, geben uns einen Schluck zu trinken. Wir dürfen unsre wunden Füße in einen mit Wasser gefüllten Kuhtrog hineinhalten. Weiter geht der Marsch. Wir sind nun schon acht Stunden unterwegs. Unser einziger Gedanke ist: Hoffentlich ist es dunkel, wenn wir nach Calais kommen.

Es ist 23 Uhr, als wir in der Vorstadt von Calais eintreffen. Überall englische Tanks, Sperren, Straßenstreifen. Der belgische Offizier wird vom gemeinen englischen Soldaten nur sehr von oben herab behandelt. Alle 500 Meter müssen wir anhalten, immer wieder muß sich der Leutnant ausweisen. Schon die sprachliche Verständigung unter den Alliierten ist schwierig.

Plötzlich steht das Rathaus von Calais vor uns, magisch beleuchtet von einem Riesenbrand, der im Hafen wütet. Aber dieses Bild ist nicht schrecklich, nicht grausam, sondern nur gigantisch schön. Man hört die Einschläge der deutschen Artillerie im Hafen. Es ist ganz dicht bei uns, aber wir sind so müde und stumpf. Viel wichtiger als aufpassen ist schlafen, schlafen, schlafen!

Es ist zwei Uhr. Endlich kommt der belgische Offizier nach einer endlosen Unterredung zurück, die er im Rathaus mit englischen Offizieren hatte. Wir rappeln uns vom Straßenpflaster hoch, und nun stellt sich heraus, daß auch der

letzte von uns, der sich noch einigermaßen gut auf den Füßen halten konnte — er war der einzige, der noch Strümpfe besaß —, kaum noch gehen kann. Durch winklige Straßen führt der Weg, und endlich werden wir in einen großen Saal hineingelassen, in dem noch Stühle und Bänke stehen. Wir sind in demselben Raum wie die Internierten. Kinder schreien, Frauen stöhnen, aber wir hören es kaum noch. Wir suchen uns eine Ecke, und dann schlafen wir, schlafen dort, wo wir gerade hingefallen sind.

Am nächsten Morgen werden wir neun in einen anderen kleineren Raum gebracht. Zu essen gibt es nichts, denn die Belgier bekommen von ihren Verbündeten, den Engländern, selbst nichts. Tagsüber hören wir Einschläge und Abschüsse schwerer Artillerie. Unsere Rechnung stimmt, wir sind dicht am Hafen.

Wieder eine Nacht vergeht. Plötzlich morgens zwischen sechs und sieben Uhr von unten aus dem Gang eine Stimme mit einem harten R, und diese Stimme schreit immer wieder: „Raus! Raus! Raus!" Die belgische Wache steht schreckensbleich an der Wand. Einer von uns, der nahe der Tür steht, reißt dem Posten das Gewehr aus der Hand, stürmt die Treppe hinunter, denn wir wissen plötzlich ganz genau: Die Deutschen sind da! Unsere deutschen Kameraden sind in der Stadt! Und unten im Gang ein deutscher Hauptmann, ein Gefreiter und ein Schütze. Zwischen uns und ihnen die Belgier, die kampflos ihre Waffen strecken und bereits draußen auf der Straße ihre Munition abgeben. Hinterher stellt sich heraus, daß der Hauptmann, der uns mit seinen Leuten befreit hat, im Zivilleben Pastor der Hamburger Katharinenkirche ist.

So fielen zwei Forts von Lüttich

I. Fort Eben Emael

Zu den hervorragendsten Taten während der Eröffnungsoffensive an der Westfront gehört die Eroberung des belgischen Festungswerks Eben Emael, südlich Maastricht, einer der stärksten Befestigungsanlagen der Welt, durch den gemeinsamen Angriff von Luftlandetruppen und Heereseinheiten. Für die Durchführung dieses unvergleichlich kühnen Unternehmens hat der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht einer Reihe von Offizieren und Unteroffizieren das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen, darunter dem Oberstleutnant Mikosch und dem Oberfeldwebel Portsteffen, beide Angehörige eines Pionierbataillons, das an dem Sturm auf das Fort beteiligt war.

9. Mai 1940 nachmittags. Das Pionierbataillon rückt, von einer Übung kommend, in seine Quartiere ein. Nur kurze Zeit noch dauert es, bis die Männer wieder alarmiert werden. Jeder fühlt, daß es dieses Mal der Aufruf zu einem ernsten Einsatz ist, der in dieser Stunde als Befehl durch die Kompaniereviere eilt.

Der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Mikosch, hält einen versiegelten Brief in der Hand. Ruhig öffnet er den Umschlag. Und mit gleich ruhiger Miene des erfahrenen Truppenkommandeurs liest er seinen Auftrag durch.

Mit der sinkenden Sonne verläßt das Bataillon seinen Standort im Bereich des Westwalls. Westwärts! Trotz der anstrengenden Übung, die hinter ihnen liegt, finden die Soldaten nur wenig Schlaf. Denn die Front ruft. Ihr entgegen strebt mit starker Motorenkraft die Kolonne.

Unterwegs melden sich beim Bataillonskommandeur die Führer weiterer Einheiten. So formiert sich die Gefechtsgruppe Mikosch. Auftrag: Die Gruppe setzt sich zusammen mit Luftlandetruppen in den Besitz des Forts Eben Emael!

10. Mai 1940. In den Morgenstunden überschreiten die deutschen Truppen die holländische Grenze, Marschrichtung Maastricht. Sondereinheiten halten in einer Vorausabteilung die Spitze, um sich in den Besitz der bei Maastricht über den Albertkanal führenden Brücke zu setzen. Luftlandetruppen halten bereits am jenseitigen Ufer dem Fluß entlang eine Reihe von Stützpunkten. Ihnen die Hand zu reichen, ist Aufgabe der vorgehenden Heerestruppen. Die Gefechtsgruppe Mikosch soll Verbindung mit den auf den Panzerkuppeln von Eben Emael, dem stärksten Fort der Festung Lüttich, etwa drei bis vier Kilometer südlich Maastricht gelandeten Fliegern aufnehmen.

Bevor die deutschen Truppen ihren Fuß auf die Brücke bei Maastricht setzen, geht diese unter einer ungeheuren Detonation in die Luft. Der Vormarsch stockt. Zu gleicher Zeit setzt aus dem Fort Eben Emael ein wildes Artilleriefeuer ein, um die deutschen Verbände am Übergang zu hindern. Jede Minute ist jetzt kostbar, denn die bereits schwer mit den Belgiern ringenden Luftlandetruppen bedürfen dringend der Unterstützung. Da entschließt sich Oberstleutnant Mikosch zum Übersetzen in Floßsäcken. Die seiner Gefechtsgruppe zugeteilten Flakbatterien gehen ostwärts der Maas in Stellung und unterstützen durch Sperrfeuer gegen die belgischen Befestigungen das Unternehmen. Als einer der ersten setzt der Oberstleutnant mit den Schlauchbooten über, die unter den schwierigsten Umständen über die steilen Kanalwände auf Leiterstegen zu Wasser gelassen werden. Pausenlos jagt den kühnen Männern der Hagel von Geschossen und Granaten aus der Werkgruppe von Eben Emael entgegen, zu dem sich weiteres heftiges Feuer aus anderen Stellungen und Bunkern gesellt.

Boot um Boot setzt unbeirrbar durch den Feuerhagel über. Die erste Sturmkompanie der Pioniere, zu denen auch Infanteristen getreten sind, hat das Westufer jetzt erreicht. Was irgendwie an Fahrzeugen vorhanden ist, wird beschlagnahmt, und auf Kampfwagen, Fuhrwerken, Rädern setzt sich die Kompanie unter dem wütenden Feuer des Gegners am Westufer des Kanals in Richtung auf die Nordspitze von Eben Emael in Marsch. Kämpfend arbeiten sich die Pioniere vor. Die Widerstandsnester der sich zäh verteidigenden Belgier werden ausgehoben, die Gräben ihrer Stellung aufgerollt, ihr Gegenangriff wird im Sturm pariert. Straßensprengungen, gewaltige Trichter, Sperren, Minenfelder und dazu das immer heftiger werdende feindliche Feuer liegen auf ihrem Weg. Am Nachmittag stößt die Spitze in den belgischen Ort Canne hinein. Drüben über den feindlichen Stellungen sind die Kameraden der Luftlandetruppen sichtbar, die mit allen Kräften das Vorgehen der Pioniere unterstützen. Durch Funk treten die beiden deutschen Gruppen in Verbindung, zwischen ihnen befinden sich die Belgier.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Der Feind läßt Leuchtkugeln hochgehen und Scheinwerfer aufblitzen, heiß und pausenlos geht der Kampf weiter. Trotz des heftigen Feuers, dessen ungeheure Kraft noch dadurch erhöht wird, daß die Belgier berechnend ihr Feuer einfach auf die Steilwände des Kanals richten, so daß die Geschosse abprallen und Querschläger hervorrufen, sind bis drei Uhr nachmittags vier Kompanien übergesetzt. Mit der Gelassenheit des erprobten und schon im Weltkrieg bewährten Frontoffiziers gibt Oberstleutnant Mikosch seine Befehle.

Südlich Canne zweigt vom Hauptkanal ein Stichkanal ab, der sich gemeinsam mit einer etwa 20 Meter hohen breiten Kuppel schützend vor die Panzerwerke von Eben Emael legt. Dazu sind durch Schleusenöffnung die einzigen Zugangswege und weit und breit das umliegende Gelände überschwemmt. Die gegen die Nordspitze der Befestigungen angesetzte Sturmkompanie steht vor einem neuen, un-

überwindlich scheinenden Hindernis. Drüben aber, auf den Kuppeln des Forts, warten die Kameraden der Luftwaffe. Es muß ein Weg gefunden werden.

In dieser Lage reift in dem Oberfeldwebel Portsteffen ein verwegener Plan. Mit 50 ausgesuchten Männern schafft er die durch Beschuß teilweise beschädigten Schlauchboote heran, macht sie flott und setzt, kaltblütig dem im Licht der Scheinwerfer und Leuchtkugeln heftig unterhaltenen Feuer der Belgier trotzend, über das Überschwemmungsgebiet. Ohne Verluste erreichen die Männer die gegenüberliegenden Hänge und pirschen sich durch das gefährdete Gelände an die Panzerkuppeln heran. Der Oberfeldwebel ruft das Kennwort und den Namen des Oberleutnant Witzig hinüber. Unbeschreiblich ist die Freude über die Vereinigung der beiden Gruppen, die am 11. Mai in der Morgendämmerung zwischen fünf und sechs Uhr erfolgt. 24 Stunden hatten die Luftlandetruppen dem Gegner getrotzt und die Stellung gehalten. 24 Stunden lang hatten sich ihnen die Pioniere entgegengekämpft Diese Stunde war vielleicht die glücklichste und stolzeste ihres Soldatenlebens.

Unverzüglich macht sich Oberfeldwebel Portsteffen an die Bekämpfung der den Kanalweg noch immer stark unter Feuer haltenden Werke.

Mit geballten Ladungen dringen die Männer gegen die Betonscharten, aus denen Geschützrohre und MG-Läufe herausragen, vor. Entsetzlich ist die Wirkung. Zerfetzt und zersplittert fliegen die Rohre der Kanonen auseinander, begleitet von einem Trümmerregen von Stahl, Stein und Erde. Weithin hallen die Detonationen durch den Morgen. Von Entsetzen gepackt, räumen die Belgier ihre Bunker. Werk um Werk wird so niedergekämpft. Inzwischen sind eine zweite und eine dritte Sturmkompanie nachgedrungen. Schritt für Schritt kämpfen sich Pioniere und Infanteristen vor. Ein Geschütz nach dem anderen stellt sein Feuer ein. Weiter ist es gelungen, sechs Panzerabwehrkanonen auf Floßsäcken herüberzubringen, die den Kampf gegen überlegene Kanonen der Panzerwerke aufneehmn und — ihn gewinnen.

Um zehn Uhr vormittags setzt der Angriff der Gefechtsgruppe Mikosch zum letzten Sturm an. Um 12 Uhr 15 schweigt das Fort Eben Emael, und um 12 Uhr 30 erscheint mit weißer Fahne der belgische Parlamentär. 100 tote und verwundete Gegner liegen zwischen den Trümmern der Panzerwerke und Bunker. An die 1000 werden zermürbt und moralisch gebrochen durch die Wucht des unaufhaltbaren deutschen Angriffs in Gefangenschaft geführt, ein kleiner Teil sucht sein Heil in der Flucht.

Mit vier deutschen Pionierkompanien ist gegen die Übermacht von 1200 Feinden, gegen eine für unüberwindlich gehaltene, mit stärkstem Eisen und Beton ausgebaute und mit modernsten schweren Waffen ausgestattete Panzerfestung ein unvergleichlicher Sieg errungen — von einer entschlossenen Schar todesmutiger deutscher Soldaten, geführt von Männern, deren Herz vor Tod und Teufel nicht zitterte.

II. Fort Boncelles

In der Feldschlacht gibt der Tod jedem die gleiche Chance. Jenseits und diesseits des Niemandslandes stehen die MGs in Lauerstellung und befeuern jeden gebückten Rücken und jeden auftauchenden Stahlhelm. Die Sprengstücke der Artillerie suchen hüben und drüben ihre Opfer.

Hier aber vor Boncelles, einem der stärksten Panzerwerke im inneren Festungsbereich der Stadt Lüttich, steht die Partie 90:10 für den Gegner. Die schweren Mörser unserer Artillerie schießen Dauerfeuer. Pioniere wagen ihr Leben, um geballte Ladungen an die Panzertürme heranzubringen. Gefallene Infanteristen liegen vor den Drahtverhauen. Sie haben versucht, eine der feuerspuckenden Scharten durch MG-Punktfeuer außer Gefecht zu setzen. Das alles prallt an dem Panzerkleid der Festung ab. Sie liegt da wie ein unheimliches, bösartiges Tier aus der Urzeit. Ein grau-grüner kahler Sandhügel mit kaum erkennbaren Erhöhungen, aber wenn man hinter dem Scherenfernrohr sitzt, dann sieht man, daß dieses Tier lebt. Plötzlich taucht aus dem Grün ein schwarzer Panzerhut auf, späht sekundenlang in die Gegend und verschwindet wieder wie vom Erdboden verschluckt. Gleich darauf schießt in Sekundenschnelle ein zweiter Turm in die Höhe, um seinen stählernen Gruß unserer Infanterie entgegenzuschicken, die das Fort von allen Seiten eingeschlossen hat.

Langrohre, Haubitzen, Mörser und Panzerabwehr-Kanonen vereinen sich zu einer Feuerglocke über Boncelles. Aber die Panzer scheinen unverwundbar, das Werk feuert aus allen Türmen. Und dennoch: Boncelles muß fallen ...

Nachts erkunden die ersten deutschen Stoßtrupps das Werk. Sie schieben sich bis auf 30, 40 Meter an den leicht gesenkten Hang heran und wagen dann den Sprung bis zu den Panzerkuppeln. Da erreicht sie das Feuer des Gegners unter der Erde. Sie springen vor in 20 Meter tiefe und ebenso breite Gräben der Festung, ducken sich in die toten Winkel, um die Lage der feuernden Scharten auf Skizzen festhalten zu können. Aber es gibt hier keinen Raum, den nicht die Garbe eines belgischen MGs ausfüllen würde. Von den sieben Mann des Stoßtrupps fallen zwei, einer wird leicht verwundet, die anderen geben ihre Aufgabe in der Feuerhölle nicht auf. Sie kriechen an den Eingang des Hauptwerkes, gehen mit Zick-Zack-Sprüngen der auf 20 Meter Entfernung schießenden 7,5-Zentimeter-Kanone aus dem Wege. Sie kommen dicht an die Panzerkuppel, so daß sie hören, wie drinnen der leitende Offizier befiehlt: „Plus à gauche, plus à droit!“ Sie liegen sieben Stunden lang an eine Panzerwand gekauert und erwarten die ersten Morgenstunden, ehe das Feuer aus den Mündern des Forts abebbt. Dann kommen sie wieder und melden.

Fort Boncelles muß fallen! Stunde um Stunde sitzt der Todesmut der Infanterie den Männern im Panzerberg auf den Fersen. Die Detonationen der ge-

ballten Ladungen knallen durch die Nacht. Bunker um Bunker, Schacht um Schacht, Schartenblende um Schartenblende wird erkundet. Eilig hingeworfene Bleistiftskizzen vereinen sich auf dem Tisch des Divisionsstabes zu einem vollständigen und maßgetreuen Bild des Panzerwerks. Die gewaltsame Erkundung ist beendet. Nun wird der deutsche Angriff mit allen Mitteln dem Fort die Zähne ausschlagen.

Vollkommen in Grün gekleidet, so geschickt getarnt, daß auch das letzte blinkende Rädchen verdeckt ist, schieben sich schwere Geschütze an die Panzerkuppeln und Beobachtungstürme des Forts heran. Sie stehen in Lauerstellung hinter der letzten schützenden Waldkulisse und im vorgeschobenen Eckhaus des naheliegenden Dorfes. Ihr Rohr richtet sich auf die Panzerkuppel. Als beim nächsten Schuß von drüben wieder der Panzerfahrstuhl des Beobachters über der Ebene erscheint, als gleich darauf der Gegner das 7,5-Zentimeter-Geschoß abfeuert, da kommt von deutscher Seite stählerne Antwort. Mündungsknall und Aufschlagdetonation der deutschen Geschosse vereinen sich zu einem brüllenden Laut. Der Panzerturm drüben ist getroffen, er kommt nicht mehr zum Vorschein. Ein Geschützturm von Fort Boncelles schweigt.

Aber die Männer in den unterirdischen Kasematten des Werkes haben begriffen, welch gefährlicher Feind sich da in ihre Nähe gewagt hat. Sie nutzen ihren Vorteil aus. Der zweite Geschützturm fährt aus. Krach ... Ein Volltreffer schlägt in die Bedienung des deutschen Nahgeschützes. Minutenlang spielt sich auf wenige hundert Meter ein Duell auf Leben und Tod ab. Die deutsche Artillerie weicht keinen Schritt. Sie verliert Männer, aber sie bringt — in aller Seelenruhe zielend — die Türme drüben nacheinander zum Schweigen. Was jetzt noch dem Fort an schweren Waffen zur Verfügung steht, zerstört am Abend der Beschuß schwerster deutscher Kaliber. Die letzte Panzerkuppel, das letzte Geschütz, das die Bereitstellung der Infanterie zerstört hat und von den vordersten Teilen schwere Opfer gefordert hat, steht halb ausgefahren, hilflos von der Wucht der Granaten eingeklemmt, gegen den Horizont. Boncelles hat keine Artillerie mehr.

Aber die Festungsbauer von Lüttich — nicht umsonst nennt sich die Stadt die stärkste Festung der Welt — haben einen solchen konzentrierten Angriff vorausbedacht. Kein Fort im ganzen Wehrgürtel der Stadt ist auf seinen eigenen Widerstand allein beschränkt. Als nachts viele deutsche Stoßtrupps sich bis an den tiefen Wall des Panzerwerkes vorwagen, sausen im stundenlangen Salvenbeschuß von einem unzerstörten Panzerwerk jenseits der Maas Granatberge auf unsere Soldaten, die wie auf dem flachen Teller liegend dem feindlichen Feuer hilflos ausgesetzt sind.

Und doch wird Fort Boncelles fallen! Die Nacht hat sich noch nicht in den Tag verwandelt, da stecken wir alle unsere Köpfe aus den zerschossenen Mauerresten des Dorfes Boncelles. Deutsche Stukas kommen. Ihre Staffeln nähern sich dem

Werk, fliegen im singenden Anflug zwei-, dreimal ihr Ziel an und beginnen dann, mit Bomben schwersten Kalibers das Vernichtungswerk zu vollenden. Unheimliche Sprengtrichter, gewaltige Erdlöcher, in denen ganze Kompanien Deckung suchen können, reißen die Dynamitlasten der Bomber aus dem Erdreich des gepanzerten Hügels. Staub und rötlichbrauner Pulverdampf stehen gegen den klaren Himmel. Drahtverhaue fliegen wie weggeblasen durch die Luft, stählerne Ringsperren verbiegt die Riesenfaust des Sprengstoffes zu grotesken Knäulen. In seiner ganzen Breite wird der grüne Rücken bis in sein Innerstes aufgewühlt und umgepflügt. Sechs Stunden lang heulen die Stukas mit singendem Motor in Reihen hinab. Immer wieder ziehen sie ihre Maschinen bis auf Angriffshöhe hoch, um dann in Reihen wie Sturzvögel herabgeschossen zu kommen. Bombe auf Bombe sitzt im Ziel. Um 12 Uhr 30 wird es still. Die Stukas teilen sich in zwei Verbände und belegen die Nachbarforts mit ihrer furchtbaren Last. Um Boncelles schweift der Donner der Detonationen. Die deutsche Infanterie tritt zum Sturm an.

Das Folgende ist das Werk einer halben Stunde. Nach überlegtem Plan eingesetzte Stoßtrupps wagen sich in die Gräben des Forts. Pioniere sprengen die Eingangspforte. Ein schweres Geschütz rollt bis vor die Stahlpforte des Hauptwerkes und setzt Granate um Granate in die schweren Eingangstore. MG-Salven jagen in die seitlichen Schießscharten, Stoßtruppleute springen gedeckt an die feuernden Luken heran, um gebündelte Handgranaten in das Werkinnere fallen zu lassen. Hohl schallen die Detonationen aus dem inneren Werk. Im Innern des Forts schreit ein Verwundeter, daß es an die Nerven geht. Endlich gelingt es, immer noch unter dem Feuer des zähen Gegners, in das Innere des Werkes einzudringen. Wieder helfen Sprengungen und wachsame MGs den Stoßtruppleuten vor, bis aus dem Leib des Panzerhügels die geschlagenen Gegner den Weg in die Gefangenschaft antreten.

„Feuer einstellen!" In der rauchgeschwärzten mannshohen Pforte erscheint die Gestalt eines belgischen Kanoniers, das Gesicht rauchgeschwärzt und blutunterlaufen. Ihm folgen seine Kameraden. Das sind nicht mehr Menschen von dieser Welt, diese Gestalten mit versengten Haaren, gelben und grünen Gesichtern. Fast keiner, dem nicht Hand, Gesicht, Schulter zerschossen wäre. Nur zwei, drei Offiziere bewahren noch Haltung. Der Kommandant des Forts ist gefallen. Eine schwere Bombe der Stukas hat die Panzerdecke durchschlagen, ist bis in das tiefste Stockwerk des Panzerwerks gedrungen und hat in der Messe alles, was an Offizieren zu einer Beratung zusammensaß, vernichtet. Dort unten sind keine Toten mehr zu bergen, alles ist in Stücke zerrissen.

Über die meterhohen Erdblöcke, die die schweren Bomben aus der Tiefe gerissen haben, klettern wir zum Gipfel des Forts empor. Da liegen noch gefallene deutsche Kameraden. Nun können wir sie behutsam auf Bahren betten und ihnen ein Kriegergrab bereiten. Wir gehen vor in die rauchenden Maulwurfsgänge des

Panzerwerks. Wir klettern in die düsteren Panzerkuppeln und sehen vor unseren Augen das Maastal, die Zechen, Türme, Kirchen und Häuser von Lüttich.

Die Stürmer von Boncelles stehen auf gepanzertem Boden, den sie gewonnen haben, den Stahlhelm in den Nacken geschoben, nach oben winkend, wo jetzt die Sturzkampfflugzeuge über dem sonnenbeschienenen Maastal eine letzte Runde ziehen, um an der Freude am Sieg teilzuhaben, der auch ihr Sieg ist. Vor einem Wiesenhang senken sich die Stukas herab und stoßen bis auf wenige Meter zum Erdboden hernieder. Dort liegt das ausgebrannte Gerippe der Maschine eines ihrer Kameraden, dem die Flakabwehr des Forts die rechte Tragfläche abgesägt hat. Er stürzte vor den Augen unserer ersten Stoßtrupps mit brennender Maschine ab.

Sammeln! Aus den Gräben und Trichtern von Broncelles steigt die deutsche Infanterie. Die Röcke sind vom Stacheldraht zerfetzt, über die pulvergrauen Gesichter fließen Schweißbäche. Sie hat über Panzer gesiegt, sie hat bewiesen, wessen deutsche Soldaten fähig sind. „Zu Lüttich auf dem Plane, da flüsterte die Fahne: jetzt gilt es oder nie."

Erlebnis eines Nahaufklärers

Die Fernaufklärer unserer Luftwaffe sind jedem Deutschen in der Heimat ein Begriff. Ihre erfolgreichen Aufklärungsflüge bis zu den fernsten Küsten Englands sind in ihrer Kühnheit und Zähigkeit als leuchtendes Bild deutschen Fliegergeistes mit Recht in aller Munde. Wer jedoch weiß von den Taten des Nahaufklärers? In der Öffentlichkeit kennt man kaum seinen Namen, viel weniger den etwas schwerfälligen Gesellen selbst, der Tag für Tag und Stunde für Stunde allein vor der Front seine einsamen Kreise zieht.

Dafür ist er aber bei allen Frontsoldaten um so bekannter. Fragt einmal die Panzerschützen und Infanteristen, die in vorderster Linie kämpfen! Ihnen ist er ein vertrauter Kamerad, sein Motorengebrumm ist ihnen gern gehörte Musik. Alle freuen sich und sind beruhigt, wenn er nach vorn zieht. Sie wissen, er wacht über ihnen. Er sichert sie gegen Überraschungsangriffe des Feindes, er meldet ihnen, wo harter Widerstand zu erwarten ist oder wo fette Beute winkt. Ihm gehört ihr Vertrauen. Er ist das wachsame Auge der kämpfenden Truppe.

Ruhm und Lorbeer erkämpfter Siege werden ihm nicht zuteil, aber die lachenden Gesichter und winkenden Hände der Frontsoldaten, wenn er im Tiefflug Meldung bei ihnen abwirft, sind ihm Dank genug. Im Vertrauen der Erdtruppen findet seine verantwortungsvolle Arbeit ihren Lohn.

An besonderen Erlebnissen mangelt es nicht. Mein eindrucksvollstes will ich hier erzählen. An einem der ersten Tage des Feldzuges gegen Frankreich erhielt ich den Auftrag, vor der vordersten eigenen Truppe aufzuklären. Es war noch dunkel, als auf unserem Flugplatz hinter der Front der Motor unseres Flugzeuges zu dröhnen begann. Rot leuchteten die Flammen aus dem Auspuff. Schnell wurden noch Handkamera und Abwurfmeldekapsel in der Maschine verstaut, und die Kameraden halfen meinem Flugzeugführer und mir, den Fallschirm anzulegen.

Mit beginnender Dämmerung starteten wir und schraubten uns auf 1500 Meter Höhe. Oben schien die Sonne, während das Land unter uns noch in grauen Schleiern lag. Bald waren wir über der Front, und es gelang uns mit List, zwei feindliche Batterien auszumachen und zu melden. Sie hatten zwar bei unserem Erscheinen ihr Feuer eingestellt, aber sofort wieder begonnen, als sie sich außer Sicht wähnten. Die Folgen werden sie bald zu spüren bekommen, wenn die ersten Bomben oder Granaten bei ihnen einschlagen.

Büsche sichernd, bis zu einem dichten Strauch, zwanzig bis dreißg Meter entfernt vom Waldrand, vor.

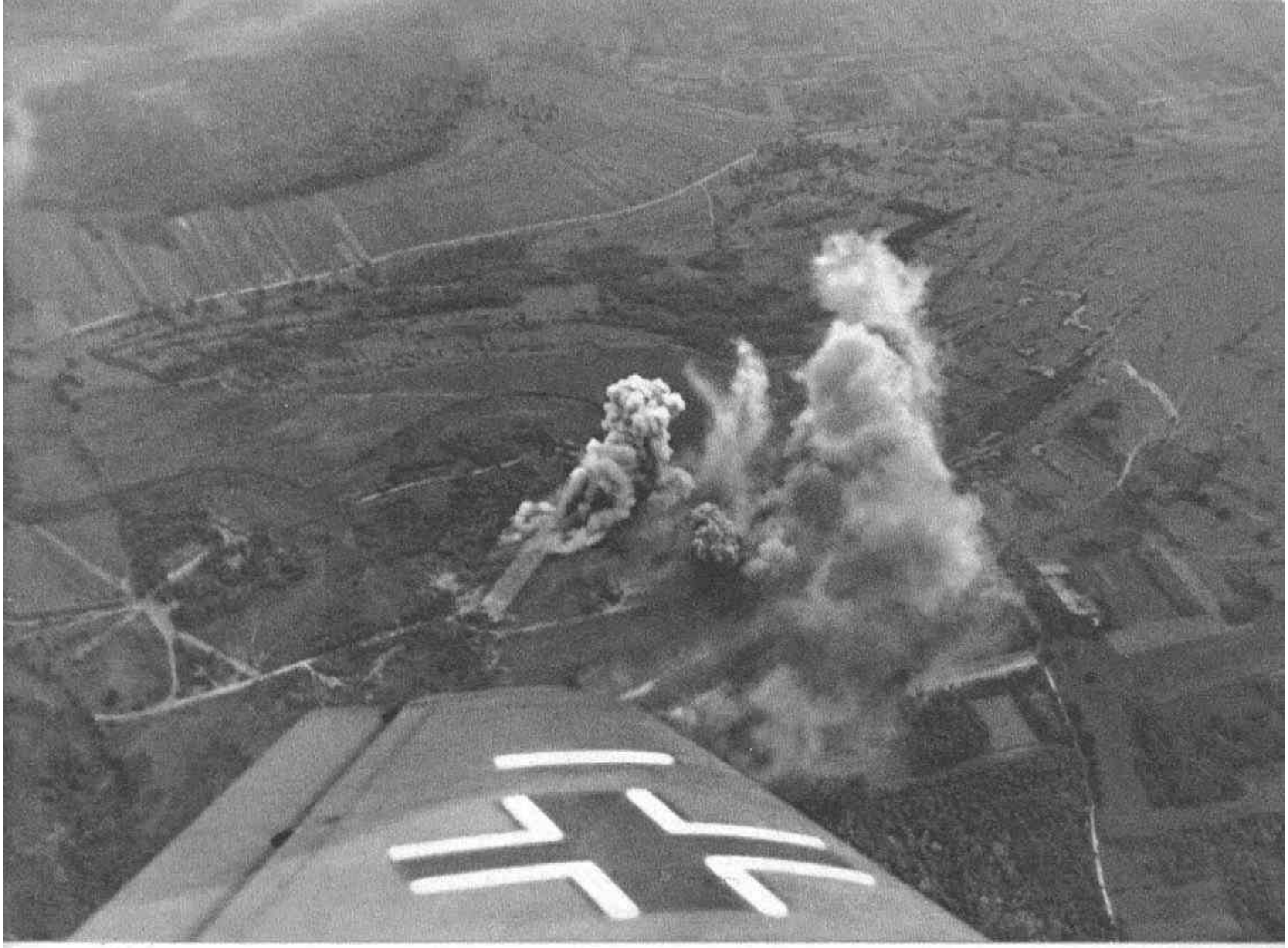
Nach 20 Minuten ergebnislosen Straßenabsuchens hatten wir endlich das Glück, beim ersten Lichtschein am Boden einige feindliche Kolonnen zu fassen, bevor sie ihren nächtlichen Marsch beenden und gut getarnten Unterschlupf beziehen konnten. Es nutzte ihnen nichts mehr, daß sie anhielten und unter Bäumen Deckung suchten. Einmal erkannt, waren sie schnell einorientiert und gemeldet.

Nun galt es noch die Waffengattung festzustellen. Ich rief durch die Eigenverständigung meinem Flugzeugführer zu, tiefer zu gehen, und ruckhaft setzte er zum Sturzflug an. In diesem Augenblick, in dem man nur durch den straff gespannten Stehgurt in dem Flugzeug festgehalten wird, hatte ich Pech. Der Verschluß des Gurtes gab plötzlich nach, und ehe ich recht wußte, was geschah, war ich bereits aus der Maschine hinausgeschleudert.

Mich dauernd in der Luft überschlagend, sauste ich der Erde zu. Instinktiv hatte ich sofort den Anzugsgriff des Fallschirmes erfaßt; aber ich ließ mich erst noch einige hundert Meter fallen, da mir meine Lage schnell zum Bewußtsein kam und ich deshalb möglichst kurze Zeit am schwebenden Fallschirm hängen wollte. In etwa 600—800 Meter Höhe zog ich den Griff. Ein scharfer Ruck in den Gurten, die weiße Seidenglocke hatte sich über mir geöffnet. Die letzten 100 Meter fiel ich sehr rasch, die Erde stürzte förmlich auf mich zu. Die Gurte lösen, um nicht vom Fallschirm noch mitgeschleift zu werden, und die letzten Meter einfach springen, das alles geschah blitzschnell. Trotzdem ich den Sprung so gut wie möglich abzufedern suchte, knallte ich ziemlich unsanft auf den Boden auf, verletzte mir Knie und Stirn. Glücklicherweise landete ich etwa 250 Meter abseits der Straße am Rande eines Wäldchens, das mich der Sicht meiner Verfolger entzog. Schnell war ich wieder auf den Beinen. Die hinderliche FT-Haube heruntergerissen, und schon war ich humpelnd im dichten Gestrüpp des Wäldchens verschwunden.

Noch am Fallschirm hängend hatte ich beobachtet, daß die meisten Franzmänner dem Ostrande des Wäldchens zuliefen, wahrscheinlich um mir den Rückzug nach Osten und das Durchkommen zu den größeren Waldgebieten dort abzuschneiden. Also möglichst schnell dahin, wo sie mich sicher am wenigsten vermuteten, in Richtung auf die Kolonne zu, durch das Gehölz hindurch. Richtig! Am anderen Waldrand noch kein Mensch zu sehen. Und Schwein muß man haben! Etwas seitwärts ein kaum mannsbreiter Wassergraben, der sich in die Wiesen zwischen Wald und Straße hineinzieht, rechts und links begleitet von Koppelzäunen und von einzelnen Dornbüschen überschattet. Kurz entschlossen schleiche ich am Gestrüpp entlang, lasse mich auf dem Bauch ins Wasser gleiten und arbeite mich, in Deckung der Büsche sichernd, bis zu einem dichten Strauch, zwanzig bis dreißig Meter entfernt vom Waldrand, vor.

Kaum habe ich mich unter den Wurzeln versteckt und meine gelblichbraune



Bombenangriff auf einen Bunker

Erstürmung des Forts Boncelles





Vormarsch über den Maas-Schelde-Kanal

Pak sichert Vormarsch nach dem Maasübergang

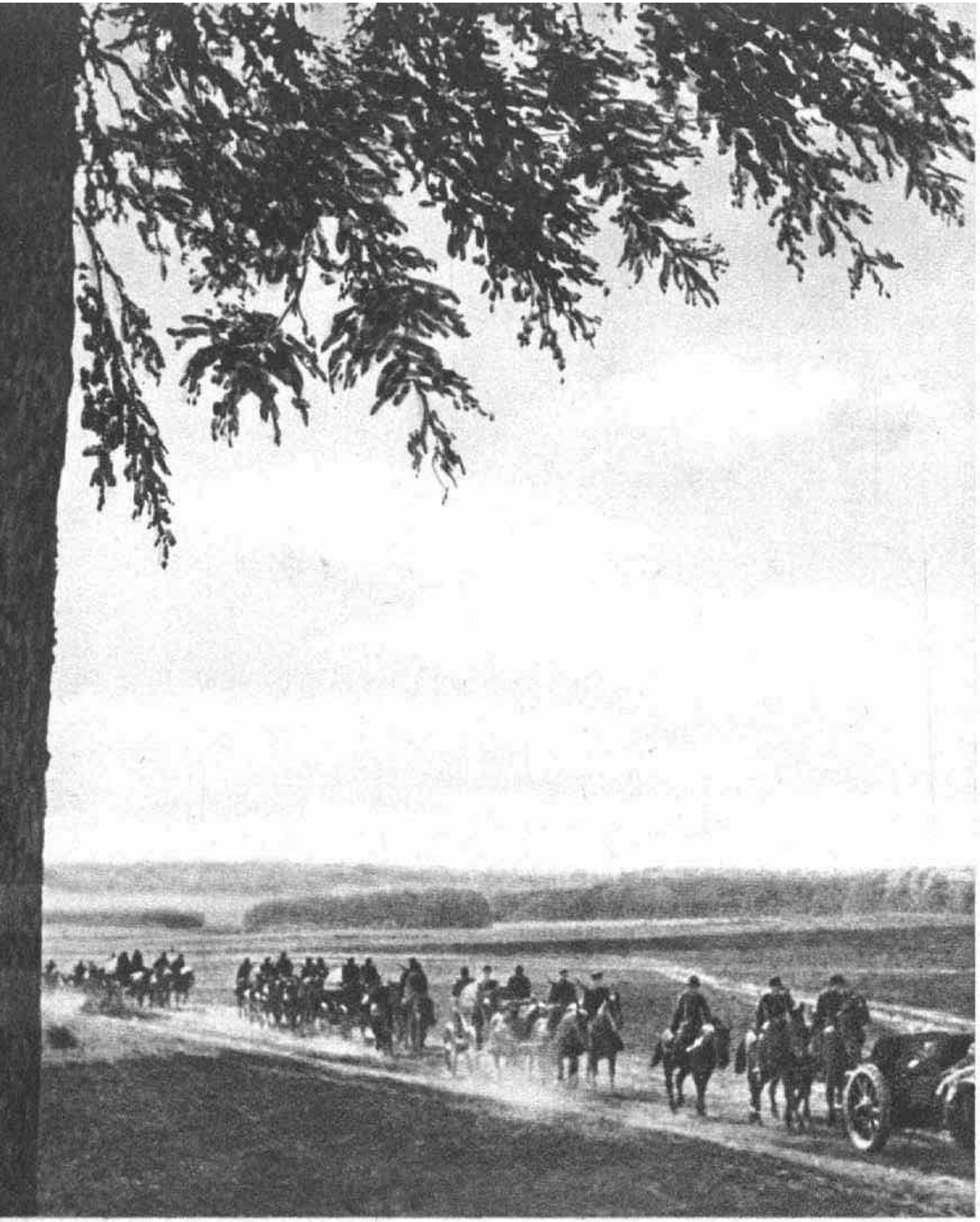




Amiens nach dem Kampf

Kradschützen beim Vormarsch





Vormarsch im Westen



Reiterspähtrupp

Sommerkombination mit Schlamm und angeschwemmten Zweigen getarnt, als auch schon ein paar Franzosen angetrabt kommen und mit aufgepflanztem Seitengewehr dicht an mir vorbei dem Waldrand zueilen. Vorsichtig luge ich durch die Zweige und sehe überall Soldaten und auch eine Menge Zivilisten auf den Wald zulaufen. Etwa zwei Stunden haben sie dann das Gehölz nach allen Richtungen durchkämmt, und ich mußte trotz meiner unbehaglichen Lage über ihren Eifer lächeln.

Gegen Mittag zogen die Zivilisten mit enttäuschten Gesichtern ab, nur die Soldaten bezogen rund um das Wäldchen Postenstellungen, und ab und zu fuhren einige Beiwagenkräder Streife. Ein Doppelposten saß keine fünf Meter von mir entfernt an demselben Graben und zwang mich dazu, unbeweglich wie ein Steinklotz zu liegen.

So kroch der Tag unendlich langsam zwischen Hoffen und Bangen dahin, und ich versuchte mir oft vorzustellen, was wohl die Staffelkameraden, besonders mein alter Flugzeugführer und die Besatzung, jetzt machten.

Gegen Abend erschienen in einigen Abständen unsere Kampfverbände und belegten die Straßen mit Bomben. Dann flüchtete das ganze Aufgebot in panischem Schrecken auf das Wäldchen zu. Die Erquickung, die Glieder mal kurz bewegen zu können, ließ das unangenehme Gefühl, im Bereich der Bombenwirkung zu liegen, gar nicht aufkommen.

Schließlich ging dieser Tag doch zur Neige, und bei Beginn der Dunkelheit kroch ich vorsichtig weiter im Bach entlang. Als ich von den Posten weit genug entfernt war, überquerte ich die Wiese und ging, um nicht weiter aufzufallen, mit dem im ersten Abenddämmern wieder aufgelebten Flüchtlingsstrom ein Stück nach Westen.

Als ich mich allmählich sicher fühlte, machte sich die Spannung des vergangenen Tages doch bemerkbar. Vollkommen übermüdet, mit knurrendem Magen und zähneklappernd vor Nässe und Kälte suchte ich mir ein dichtes Gestrüpp und schlief, nachdem ich mich darin sorgfältig getarnt hatte, sofort ein. Als die Sonne schon warm durchs Laub schien, wachte ich auf, rauchte zur Vertreibung des Hungers eine zerweichte und wieder getrocknete Zigarette und überdachte meine Lage. 150 Kilometer vor der Front war ich gestern gelandet. Wenn unsere Erdtruppen weiter so schnell vorwärts kamen wie anfangs, konnten sie in zwei bis drei Tagen hier sein. Wenn ich mich selbst 100 Kilometer durchschlagen mußte, brauchte ich bestenfalls fünf bis sechs Tage. Also das Schlechteste angenommen, meinen Schatz von sechs Zigaretten auf die voraussichtliche Reise verteilt, nach dem Stand der Sonne ungefähr Richtung Ost gepeilt, und weiter ging's.

Zur besseren Beobachtung des Geländes immer am Waldrand entlang oder jede Deckung ausnutzend über Wiesen und Felder, dann wieder mal auf Feldwegen frech als harmloser Wanderer, legte ich, alle Siedlungen umgehend, an diesem Tage etwa 20 Kilometer zurück und erreichte am späten Nachmittag wieder die Straße,

die sich hier von Norden nach Süden zog. Am hellen Tage konnte ich nicht wagen, sie zu überqueren, da ich nicht gedeckt an sie herankommen konnte. Deshalb Kräfte schonen und schlafen; denn in den Häusern nach Eßbarem zu suchen, war nicht ratsam, da selbst einzelstehende Gebäude von französischen Soldaten belegt waren. Bei der Suche nach einem sicheren Unterschlupf fand ich zufällig am Rand einer Koppel in einem Melkeimer eine Schachtel Würfelzucker, die wohl eine leckermäulige Kuhmagd zur Versüßung ihrer Arbeit zurückgelegt hatte. Schnell naschte ich einige Stücke, um den allmählich stärker werdenden Hunger zu vertreiben, und band den Rest als eiserne Ration in mein Taschentuch ein. Dann legte ich mich in einem einsamen Park schlafen.

Gegen Abend weckte mich Geschützdonner. Etwa 200 Meter rechts schoß eine französische mittlere Batterie, und es dauerte nicht lange, da kamen auch von drüben Granaten angeorgelt und zerbarsten krachend und prasselnd zwischen den Bäumen. Mein Herz tat einen Freudensprung, denn ich wußte nun sicher, daß die Unseren schon ganz nahe waren. Trotzdem waren mir die Grüße aus der Heimat doch etwas zu gefährlich, und ich umging in weitem Bogen ihren Wirkungsbereich. Von einem hohen Baum am Rande des Parkes beobachtete ich im letzten Tageslicht das Gelände.

Als ich mich bei Tagesanbruch bis etwa 150 Meter an die Straße herangeschoben hatte, brach das MG- und Geschützfeuer von neuem los und deutsche und französische Laute vermengten sich zu einem wüsten Lärm. Etwa zwei Stunden lag ich in dem umkämpften Gebiet, ohne mich in dem herrschenden Tumult zurechtzufinden. Als ich einige Male versuchte, mich zu erheben und bemerkbar zu machen, wurde ich jedesmal von gut gezieltem Feuer eines deutschen 2-Zentimeter-Flakgeschützes wieder in volle Deckung gezwungen. Schließlich kroch ich in der Furche bis zu einem Hohlweg zurück, wo ich plötzlich einen deutschen Kradschützen vorbeifahren sah. Ich faßte sofort die Chance, sprang auf und lief ihm nach. Als er an einer schlechten Stelle des holprigen Weges abstoppen mußte, holte ich ihn ein. Er griff blitzschnell nach seinem Gewehr, ließ es aber gleich wieder sinken, denn ich hatte mit einem Ruck meine Kombination aufgerissen und mich durch die darunter befindliche blaugraue Uniform und durch Zuruf als deutscher Flieger zu erkennen gegeben.

Ich bat ihn, der von meinem unerwarteten Erscheinen noch ganz überrascht war, mich zum Gefechtsstand seiner Einheit zu fahren, wo ich erstaunt, aber herzlich aufgenommen wurde. Nachdem ich mich gesäubert und meine zerrissene Uniform wieder etwas in Ordnung gebracht hatte, fragte ich mich bis zu unserer Staffel durch.

Das Hallo und die ehrliche Freude der Kameraden, als ich, den sie längst in französischer Gefangenschaft wähnten, wieder heil und gesund vor ihnen auftauchte, brauche ich wohl nicht zu schildern.

Die Schlacht im Raume von Sedan

Im Raum von Sedan ist — wie der Wehrmachtbericht meldet — der erste Vorstoß und Durchbruch durch die nördliche Verlängerung der Maginotlinie erfolgt.

Etwa an der Stelle, an der die Mittelgebirgszüge der Ardennen und des Argonnerwaldes unweit der belgisch-französischen Grenze über dem Tal der Maas zusammentreffen, liegt Sedan. Unter Ausnutzung des für eine Verteidigung günstigen Geländes, insbesondere durch Anlagen von Bunkerstellungen und Sperren auf den westlichen Maashöhen, ist der Raum von Sedan in das große Befestigungssystem der Maginotlinie miteinbezogen worden. Wie schon der strategisch wichtige Punkt der alten Festung Sedan im Feldzug 1870/71 und im Weltkrieg bei den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich eine Rolle spielte, so ist Sedan nun auch in seiner neuen Gestalt, und das zum dritten Male innerhalb von siebzig Jahren, von schicksalhafter Bedeutung für die Begegnung des deutschen und französischen Heeres geworden.

Als am 10. Mai die Würfel gefallen waren, löste sich vom Westwall, in dessen Vorfeld das deutsche Heer bis dahin in wachsamer Ruhe gelegen hatte, auch ein Verband in Marschrichtung Sedan. Aus der Eifel brachen diese Truppen am frühen Morgen auf, durchquerten Luxemburg und standen mittags bereits auf dem Boden der gleichnamigen belgischen Provinz im hügeligen Vorgelände der Ardennen.

Auf dem ganzen Wege liegt eine Sperre hinter der anderen, zerstörte Eisenbahn- und Flußbrücken, Draht- und Baumsperren, gesprengte Straßen, dazwischen befestigte Feldstellungen und Bunker. Täler, Schluchten, Hügel, dichte Wälder machen das Gelände außerordentlich unübersichtlich.

In diesem Gebiet brechen die deutschen Truppen vor. Infanterie, Pioniere und Panzerjäger kämpfen die Sperren und Bunker nieder. Artillerie und Panzerschützen bahnen den Weg voraus. Hinhaltend kämpfend weichen die Belgier zurück. Die unangenehmsten Störungen sind Sprengungen der Brücken und Straßen. So gründlich vernichtet, daß auch ihre Reste für Notübergänge kaum mehr zu verwerten sind, liegen die Brücken im Bett der Flüsse. Pioniere müssen an vielen Stellen Behelfsbrücken bauen. Meisterhaft sind die Straßensprengungen der Belgier. Sie haben Sonden mit starken Dynamitladungen bis zu sieben, acht Meter tief durch die Chausseedecke in die Dämme eingelassen und dann hochgehen lassen.

Riesige Krater bis zu zehn Meter Durchmesser sperren den Weg, sodaß sich die Truppe erst unter Umgehung des Kraters einen neuen Weg durch starkes Unterholz und teilweise nach Räumung von Minenfeldern bahnen muß. Aber nach kaum mehr als 24 Stunden hat die deutsche Spitze bereits die französisch-belgische Grenze erreicht.

Am Pfingstsonntag verläuft die feldgraue Front schon auf dem Boden Frankreichs. Dort liegt Sedan. Und nun tritt der Kampf in das Stadium eines zähen Ringens um jeden Fußbreit Boden ein. Im Vorfeld der Maginotlinie tauchen deutsche Stahlhelme auf. Vor ihnen liegt der Poilu in zahllosen kleinen und starken Stellungen, im Wald, in den Straßen, in den Ortschaften. Deutsche und französische Soldaten sind bereit, die Klingen zu kreuzen.

Der deutsche Angriff ist im Zuge. Panzer brechen die ersten Widerstandslinien auf. Infanteristen und Pioniere bemächtigen sich — Schulter an Schulter kämpfend — der von den Franzosen zäh verteidigten Sperren und Stellungen. Schritt um Schritt gehen sie vor. Ein Ort nach dem andern wird nach hartem Kampf genommen.

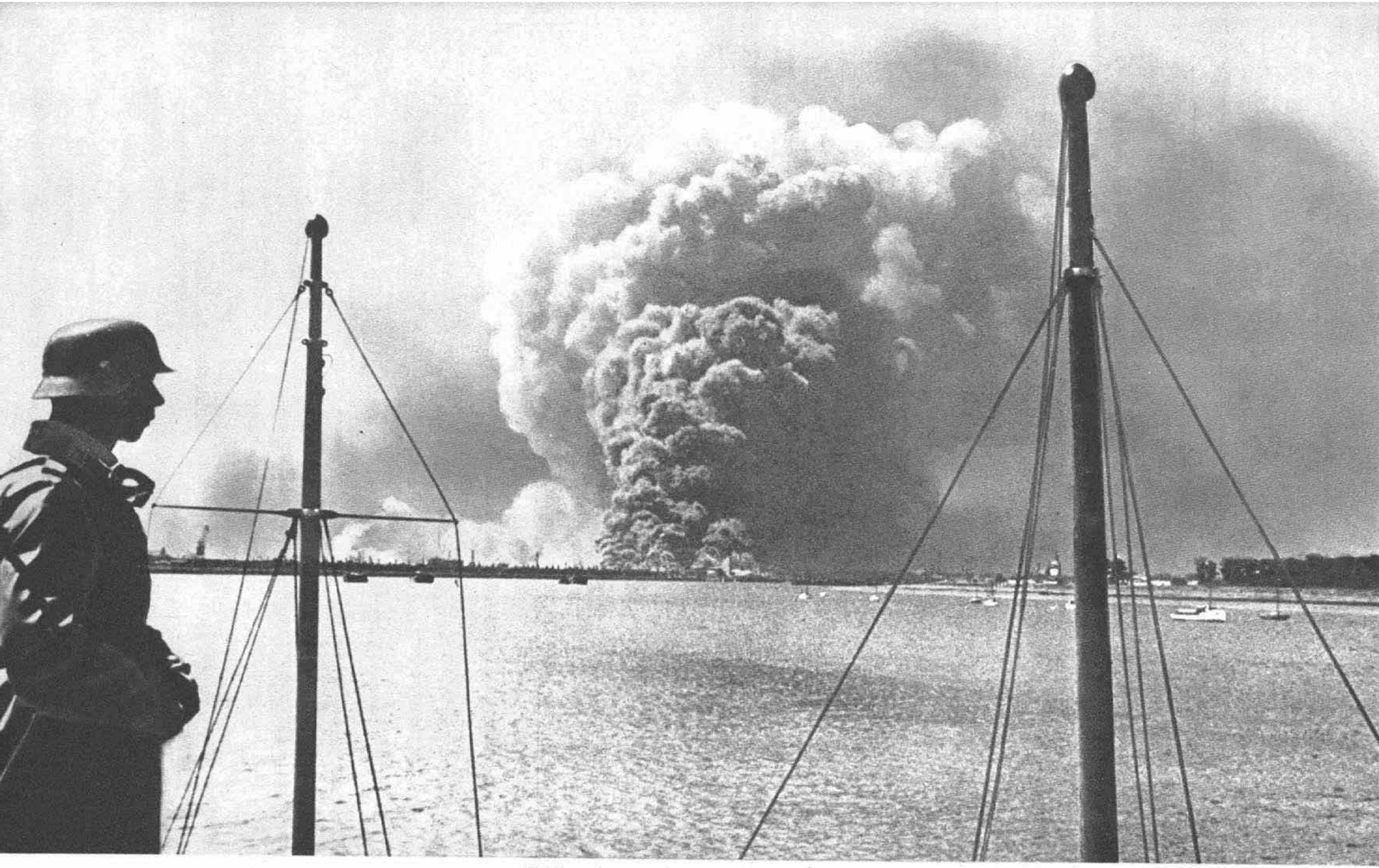
Am Rand von Sedan, vor den ersten Häusern der Stadt, gehen deutsche MGs in Stellung. Vorsichtig tasten sich die Infanteristen und Pioniere in den Straßen vor. Da geht plötzlich schweres Artilleriefeuer auf sie nieder. Eine gewaltige Detonation erschüttert die Luft. Die Maasbrücke ist hochgegangen.

Der Gegner hat sich unter dem Druck des Angriffs und vor der drohenden Umfassung in den Flanken auf die Höhen jenseits des Flusses zurückgezogen. Sprungweise, vorsichtig gegen Überfälle Deckung nehmend, hat sich die deutsche Spitze nach Sedan hin vorgearbeitet. Die Stadt ist tot. Unheimlich verlassen und verödet liegen die Straßen da. Die Bevölkerung ist evakuiert. Ein paar Poilus, die vor dem Auffliegen der Brücke nicht mehr das andere Ufer gewinnen konnten, sind aus ihren Schützen- und MG-Nestern vertrieben und werden gefangen eingebracht.

Vor den deutschen Truppen liegt in breiter Front Kompanie an Kompanie, von den Höhen der Ardennen ins Tal hinab bis an die Maas. Kaum mehr als 60 Meter breit, trennt der kleine Fluß die beiden Heere. Wie 1914 beginnt nun wieder der Kampf um den Übergang. Drüben sitzt in seinen Bunkern gut getarnt der Feind. In Waldrändern versteckt feuern MGs, und hinter den Bergen ist Artillerie in Stellung gegangen, deren auf Sedan gehendes Feuer eine irgendwo gut verborgene Beobachtungsstelle leitet.

Als die deutschen Pioniere am Ostufer der Maas ans Werk gehen, eine Notbrücke zu bauen, schlägt ihnen ein Hagel von Granaten und Gewehrfeuer entgegen.

Die deutschen schweren Waffen bleiben die Antwort nicht schuldig. Die Pioniere bringen ihre Pontons zu Wasser, schleppen Gerät herbei, fügen die Verbände aneinander, fahren die Boote ein. Um sie herum spritzen die MG-Garben ans Ufer und ins Wasser, zwingen sie immer und immer wieder in Deckung. Doch die Män-



Blick auf das gefallene Antwerpen



Im Hafen von Dünkirchen nach der Flucht der Engländer



Maasübergang in Maastricht

ner nutzen jede Feuerpause aus, reißen sich hoch und arbeiten fieberhaft weiter. Denn hinter ihnen warten die schweren Einheiten, die Infanteriegeschütze, die Artillerie, die Panzer auf den Übergang. Es geht um Minuten. Jeden Augenblick kann eine Granate schon den Beginn des Werkes vernichten. Viel aber ist gewonnen, wenn die ersten schweren Waffen drüben sind. Stück um Stück entsteht die Brücke.

Zur gleichen Zeit hat die Infanterie ohne Notbrücke zum Überschreiten des Flusses angesetzt. In Schlauchbooten oder an flachen Furten durch das Wasser gehend, strebt sie ans Westufer der Maas.

Ein heißer Schauer glühenden Eisens überfällt auch sie. Einer erreicht das Land und noch einer, ein dritter sinkt auf halbem Wege getroffen um, ein vierter springt für ihn ein, ein fünfter wird schon beim ersten Schritt in die Flut umgerissen, der nächste schafft es wieder. Jetzt sind schon sieben drüben, zehn, fünfzehn. Das Wasser läuft in Strömen aus der grauen Uniform, und dazwischen bei diesem, bei jenem kleine Rinnsale roten Blutes. Aber was drüben ist, ruht nicht eine Sekunde. Mit Gewehr und MG liegen sie, kaum daß der Fuß das Land berührt hat, schon im Anschlag. Jetzt zischt es den Gegnern um die Köpfe. So nah, daß der Feind die Stellung dicht am Ufer aufgibt.

So wird in eiserner Manneszucht und mit verwegener Kühnheit der Übergang erzwungen. Die Brücke steht. Noch aber sitzt in seinen überhöhten Bunkerstellungen der Franzose, nicht gewillt, seine Verteidigung so leicht aufzugeben. Die im freien Gelände, in Feldern und im Walde gelegenen Nester des Gegners werden mit den Infanteriewaffen erledigt. Den feuerspeienden Beton- und Stahlklötzen der Bunker ist nicht ohne weiteres beizukommen.

In dieser Lage zeigt sich wieder die enge Kameradschaft der deutschen Wehrmachtteile, die geschickte Führung und das erprobte Zusammenarbeiten der Waffen. Um unnütze Opfer zu vermeiden, werden zur Bekämpfung der Bunker auf den Maashöhen Sturzkampfbomber eingesetzt. Bald schon, nachdem sie angefordert sind, erscheinen sie. Eigene Beobachtungen und vereinbarte Zeichen weisen ihnen den Weg zur französischen Stellung. Einmal, zweimal kreisen sie über dem Gefechtsfeld, stoßen dann, wie Raubvögel in unvorstellbarer Geschwindigkeit niederfallend, auf den Gegner herunter, der erste, der zweite, der dritte, und jeder Anflug, jeder Zusturz ist von einer ungeheuren Detonation begleitet.

Hochauf steigt eine riesenhafte Fontäne von Eisen, Stein und Erde. Der Boden schüttert. Die Luft zittert. Der Gegner läßt nichts mehr von sich hören. Ehe die Franzosen, soweit sie noch am Leben sind, sich wieder zu neuem Widerstand aufraffen können, stoßen Panzer, Pioniere und Infanteristen gegen die Bunker vor. Sie lassen dem Gegner keine Zeit zur Besinnung. Granatfeuer, geballte Ladungen, Maschinengewehre rauben ihm die letzte Kraft.

Was aus den Bunkern und aus den Stellungen entkommen kann, geht zurück und läßt sich von der nächsten Widerstandslinie aufnehmen. Trotz des französischen

Sperrfeuers stürmt die deutsche Infanterie unverzüglich nach, stöbert in den Wäldern und Feldern zahlreiche Feindnester auf, holt ganze Gruppen der zurückweichenden Franzosen ein und macht an die hundert Gefangene allein in dem Abschnitt unmittelbar gegenüber Sedan.

24 Stunden, nachdem sie aus den Ardennen niedergestiegen sind, erreichen deutsche Truppen die Hänge des Argonnerwaldes und dringen in seine Schluchten vor. Das war am 14. Mai 1940, an einem Tag, an dem die Sonne glühend brannte wie im Spätsommer 1914 über dem gleichen Boden, an einem Tage, an dem die Kämpfe so heiß wogen wie damals, und wie vor einem Vierteljahrhundert schlägt qualmend und lohend wieder die Brandfackel des Krieges aus Sedan und aus den Dörfern auf die Maashöhen. In der Nähe liegen zwei Heldenfriedhöfe aus dem Weltkrieg, ein deutscher und ein französischer. Zu den tapferen Vätern, die hier ruhen, gesellen sich nun wieder manche tapferen Söhne, deutsche und französische.

Über die Wald- und Feldwege der Maashöhen ziehen deutsche Kolonnen. Dichte, undurchdringliche Staubschwaden wirbeln auf. Über sie hinweg jagen die Granaten deutscher Artillerie, zischend und singend überholt von den leichten und schnelleren Geschossen. Unter den schattenspendenden Bäumen aber rasten in tiefem Schlaf die vom Kampf erschöpften jungen Feldgrauen. Abgelöst von frischen Reserven, ruhen sie nach dem erkämpften Siege aus. Für Stunden nur.

In breiter Front stellen sich neben ihnen Panzerkampfwagen zum Angriff bereit. Noch bevor der Tag sich neigt, haben sie die Infanteriespitze eingeholt und brechen in die nächste Stellung der Franzosen ein.

Den ganzen Tag über hat der Gegner noch versucht, den Maasübergang zu stören. Das Zielfeuer der französischen Artillerie auf die Nachschubstraßen und die Pionierbrücke bei Sedan ist abgelöst worden durch den Angriff englischer und französischer Bomber. Längst jedoch ist die deutsche Abwehr auch diesen Unternehmungen durch Gegenmaßnahmen zuvorgekommen. Rings um Sedan und im weiten Raum des Operationsgebietes hat Flakartillerie Stellung bezogen. In ihrem konzentrierten Feuer und der Abwehr deutscher Jäger brechen die Angriffe in der Luft zusammen. Allein über der Stadt Sedan werden an diesem Tage neun feindliche Maschinen heruntergeholt.

Zwischen den Ardennen und dem Argonnerwald ist auf der Erde und in der Luft eine Schlacht gewonnen worden. — Sedan!

Einmarsch in Antwerpen

In unaufhaltsamem Vormarsch haben unsere Truppen am Sonnabendvormittag, dem neunten Tage nach dem Beginn des deutschen Vormarsches, die Festung Antwerpen genommen. Auf der großen Zufahrtsstraße von Tilburg in Holland her zeigten sich uns bald nach Überschreiten der belgischen Grenze deutlich die Spuren heftigen Widerstandes. Zu beiden Seiten dicht neben der Straße liegen die Einschläge der Granaten. Durch Brücken- und Straßensprengungen, durch Baum- und Wagensperren versuchte der Feind, das rasche Vorrücken der deutschen Wehrmacht zu verhindern. Aber vergeblich. Mit Artilleriefeuer wurden die Widerstandsnester des Gegners zerstört und dann schnell genommen.

Weit hinaus in die Vororte Antwerpens führen Schienen der elektrischen Straßenbahn. Aber die Drähte hängen zerrissen herab, die Telephonmasten sind umgestürzt, zerschossene und ausgebrannte Kraftwagen, tote Pferde und Kühe säumen unseren Weg. Je näher man jedoch dem eigentlichen Stadtkern Antwerpens kommt, desto seltener trifft man Einschläge der Granaten und Spuren der MG-Garben. Antwerpen selbst wurde anscheinend kampflos vom Gegner geräumt.

In einem schmucken Landhaus am Rande der Stadt finden wir, zu einem großen Haufen aufgetürmt, Uniformstücke und Ausrüstungsgegenstände. Die besiegten Soldaten der feindlichen Armee haben alles weggeworfen, um möglichst ungehindert fliehen zu können. Aber soviel Zeit hatten sie doch, um Schränke und Kästen zu durchwühlen und alles Wertvolle mitgehen zu heißen.

Während die Vororte in der Nähe der militärischen Befestigungen von der Zivilbevölkerung fast ausnahmslos geräumt waren, sind in Antwerpen selbst die Einwohner fast alle zu Hause geblieben. Und doch erscheint die Großstadt wie ausgestorben. Die Straßen sind menschenleer, die Häuser und Läden geschlossen, die Fenster mit Papierstreifen verklebt und mit Gardinen verhängt. Unheimlich wirkt diese Totenstille. Da sehen wir zwei Schutzleute auf dem Fahrrad, die ersten Menschen, die wir hier antreffen. Wir fragen nach dem Weg zur Innenstadt. Bereitwillig geben sie Auskunft. Sie haben Listen in der Hand, um Kraftwagenfahrer aufzutreiben, die sich dem Bürgermeisteramt zur Verfügung stellen sollen. Allmählich wagen sich auch einzelne Bürger Antwerpens heraus. Zunächst verängstigt und zurückhaltend. Bald aber werden sie freundlich und erzählen uns, daß sie seit

vier Tagen ohne Wasser und Licht leben und laut Verordnung des Magistrats seit Montagvormittag 9 Uhr, also 48 Stunden lang, ihre Wohnungen nicht haben verlassen dürfen.

Wir klopfen am Südbahnhof an die Scheiben eines Caféhauses. Vorsichtig regt sich etwas hinter den verschlossenen Türen. Man trägt uns einen Tisch vor das Haus und bringt Kaffee. Weitgereiste Handelsmatrosen treten hinzu. Sie sprechen ganz gut deutsch. Der eine holt Weißbrot und Käse aus seiner Wohnung. Man merkt es den Einwohnern an, wie glücklich sie darüber sind, daß ihre Wohnviertel durch den schnellen Einmarsch der deutschen Truppen von den Schrecken des Krieges verschont geblieben sind. Die Einwohner Antwerpens sind Flamen, und bei ihnen spürt man nichts von Deutschenhaß.

Wir fahren weiter zum Rathaus, vor dem das berühmte „Denkmal des Handwerfers" steht, das nach der Sage der Stadt Antwerpen ihren Namen gab. Auf dem weiten Platz lagern deutsche Soldaten. Panzerjäger mit ihren Geschützen sichern die Straßen. Ein Glück, daß die herrlichen alten Gebäude hier völlig unversehrt geblieben sind, das Rathaus und die Zunfthäuser der deutschen Hanse, im prachtvollen Renaissancestil erbaut, die schmalen handtuchartigen Bürgerhäuser der Barockzeit und die modernen großen Hotels und Geschäftsgebäude. Kein Schuß ist hier gefallen.

Allmählich regt es sich hinter den Gardinen. Verstohlen blicken die Einwohner aus den Fenstern. Freundlich winkt man uns zu. Die Antwerpener haben rasch begriffen, daß der deutsche Soldat nicht als Feind der Zivilbevölkerung gekommen ist. Plötzlich ertönen aus einer Nebenstraße deutsche Soldatenlieder. Singend ziehen unsere siegreichen Feldgrauen in Antwerpen ein. Hurrarufe erklingen. Auf den Fußwegen trommeln unsere Nachrichtentruppen ihre Kabelrollen ab und legen neue Fernsprechleitungen. Kraftwagen unserer Wehrmacht und Kradmelder brausen durch die Straßen. Antwerpen, eine der größten Hafenstädte der Welt, ist in deutscher Hand.

Belgische Schutzleute und deutsche Feldgendarmen heften einen Aufruf an die Häuser: „Verhaltet Euch friedlich, dann wird Euch nichts geschehen." Doch die Ermahnungen scheinen nicht notwendig zu sein, denn die flämische Bevölkerung ist nicht gewillt, durch hinterhältige Überfälle ihr Leben und Gut sinnlos zu gefährden. Bald wird auch in Antwerpen wie drüben in Holland das gewohnte Leben und Treiben wieder beginnen.

Sturm auf Panzerwerk 505

Der Wehrmachtbericht vom 19. Mai verzeichnet den kühnen Handstreich, mit dem ein Pionieroberleutnant mit seinen Männern das Panzerwerk 505 der Maginotlinie stürmte. Das Panzerwerk liegt südostwärts Villy, nordwestlich der Festung Montmédy, und stellt den äußersten Flügel des eigentlichen Kernstücks der Maginotlinie dar. Das mehrgeschössige Fort, mit allen Schikanen neuzeitlicher Festungstechnik ausgebaut, mit herausschiebbarer Panzerkuppel, bestückt mit zahlreichen MGs und mit Artillerie bis zu einem Kaliber von 10,5 Zentimetern, liegt in der sogenannten zweiten Welle, also im Mittelstreifen des Festungswalles.

Hart war der Kampf. Zäh und verbissen verteidigten sich die Franzosen. Es war zu spüren, daß sie alles daransetzten, von hier ab die Stellung zu halten. In blutigen Aufklärungsgefechten hatte die Infanterie erkundet, daß das Dorf Villy durch ausbetonierte Keller, betonierte Unterstände und Bunker gesichert war. Nach schwerem Kampf von Haus zu Haus, von Keller zu Keller, in den Artillerie immer wieder eingriff und Bunker durch unmittelbaren Beschuß niederkämpfen mußte, wurde das Dorf genommen. Die Ausgangsstellung gegen das Panzerwerk, das etwa einen Kilometer weiter auf dreiviertel Höhe eines Hanges lag, war geschaffen.

Der Führer einer Pionierkompanie erhielt von seinem Kommandierenden General persönlich den Befehl, Werk 505 zu nehmen. Von einer beherrschenden, teilweise unter feindlichem Artilleriefeuer liegenden Höhe aus beobachteten der Oberbefehlshaber der Armee, der Kommandierende General und der Divisionskommandeur das zähe Vordringen der Pioniere, deren Ansturm gegen das Panzerwerk unterstützt wurde von einem Infanteriebataillon und von Artillerie schweren und schwersten Kalibers.

Die Erkundungen hatten ergeben, daß das gesamte Werk aus zwei Panzeranlagen, sogenannten Kampfblocks, und einer Geschützkasematte besteht, die untereinander und mit anderen Panzerwerken unterirdisch verbunden sind. Panzeranlagen und Geschützkasematte waren etwa 40 Meter voneinander entfernt. Das nächste Panzerwerk gleicher Art liegt zwei Kilometer in Richtung auf Montmédy. Jede Panzeranlage verfügt über vier Panzerkuppeln, von denen eine versenkbar ist.

Am Samstagabend beginnt der dramatische Kampf. Die Stoßtrupps stehen im brennenden Villy bereit. Zur festgesetzten Zeit setzt ein Feuerhagel der deutschen

Artillerie auf das Panzerwerk ein, der die Tarnung freilegt und das Gelände in ein Trichterfeld verwandelt. Wie ein Orkan braust es um das Werk 505. Einschlag auf Einschlag spritzt hoch. Gespannt beobachten die Männer den Erfolg dieses Beschusses. Wird es gelingen, Teile von 505 außer Gefecht zu setzen? Es folgt direkter Schartenbeschuß. Die Pioniere haben sich zusammen mit der Infanterie bereits bis an den Fuß des Hügels vorgearbeitet. Schließlich kommt das Kommando: „Sprung auf — marsch, marsch!" Der Sturmangriff beginnt. Die verzweifelte Gegenwehr, rasendes MG- und Geschützfeuer aus den Panzerkuppeln beweist, daß die Kampfkraft von 505 durch den Artilleriebeschuß nur wenig gelitten hat. Nur kurze Zeit später haben sich die Pioniere von Trichter zu Trichter bis in die toten Winkel des Panzerwerkes vorgearbeitet, haben ihre Sprengladung gelegt und die Zündschnur angesteckt. Infanterie und Artillerie übernehmen wirksamen Feuerschutz und halten die Scharten-MGs nieder.

Die Sprengladung an der ersten Panzerkuppel geht hoch. Sie liegt richtig. Die Stahlkugel, zwei Meter im Durchmesser aus 30 Zentimeter dickem Stahl, hebt sich etwa einen Meter hoch aus ihren Verankerungen und fällt dann krachend schräg auf den Kuppelring zurück. Die Öffnung für geballte Sprengladungen ist frei, der Einbruch in das Panzerwerk gelungen.

Auf dem Panzerwerk geht unterdes die Arbeit weiter. Unter heftigem MG- und Artilleriefeuer aus den Nachbaranlagen legen die Pioniere Sprengladung nach Sprengladung. Kuppel auf Kuppel wird außer Gefecht gesetzt, Scharte auf Scharte gesprengt. Mehrere Kuppeln sind bereits eingebeult. Werk I schweigt. Schwefelgelbe Rauchschwaden ziehen aus allen Löchern. Das Werk brennt. Es ist außer Gefecht.

Die Kämpfer krallen sich hier mit ihrer ganzen Zähigkeit an 505, und ebenso zähe und verbissen wehrt sich der Feind. Gegenstöße unterbleiben, aber heftiges Artilleriefeuer und MG-Garben erschweren die weiteren Sprengungen. Meisterhaft ist die Zusammenarbeit mit der Infanterie, die die Arbeiten durch Flankensicherung deckt. Da plötzlich aus der Flanke ein feindlicher Angriff mit starken Panzern. Aber unsere Panzerjäger und unsere Flak sind auf der Hut. In ihrem Feuer bleibt der Angriff stecken. Drei schwere feindliche Panzer werden vernichtet. Die Geschützkasematte ist bereits in deutscher Hand. Das Werk II der Anlage aber schießt noch aus einem letzten MG. Die Nacht ist hereingebrochen; alle Teile von Panzerwerk 505 bleiben in deutscher Hand. Ein Eindringen ist vorerst noch nicht möglich, da Werk I noch brennt und Werk II durch Pulverdämpfe verqualmt ist. Die Entlüftungsanlage ist in beiden Werken außer Betrieb gesetzt. Die Waffen hinter den Scharten sind vernichtet. Panzerwerk 505 ist in allen seinen Teilen außer Gefecht.

Der Weg ist frei. Der Einmarsch in den Chiersbogen kann erfolgen. Die französische Festung Montmédy ist ihres wichtigen Flankenschutzes beraubt.

Der heldenmütige Erstürmer des Werkes ist ein erst 26jähriger Straßburger.

Fünfzig französische Kampfwagen vernichtet

Es war vorauszusehen, daß die weichenden Franzosen die dichten Wälder hinter der Sambre zu heftigerem Widerstand ausnutzen würden, als er bisher von ihnen geleistet worden war. Durch Lufterkundung wurde festgestellt, daß starke französische Reserven zur Verstärkung der Stellungen jenseits der Sambre im Anmarsch wären. Teilweise wurden französische Soldaten aus den Eisenbahnzügen heraus in eine neue schnelle, motorisierte Division eingegliedert. Sie begab sich im Eilmarsch zu den vordersten Stellungen der Nachhut, die der ausweichenden Armee Schutz geben sollte. Im Dunkel der Nacht gelang es Teilen von ihr, noch rechtzeitig heranzukommen. Der Rest wurde bereits auf dem Anmarsch durch Angriffe unserer Stukas erledigt.

Wir haben es diesmal mit einem zähen Gegner zu tun. Es muß buchstäblich um jeden Fußbreit Boden in diesem dichten Waldgelände, um jedes Haus in den Dörfern gekämpft werden. Immer neue Angriffe unserer Panzer schaffen Luft für die beiderseits der Straßen das Unterholz des Waldes durchkämmenden Männer der Kradschützenbataillone, die zu Fuß vorgehen. Unsere Artillerie feuert mit ausgezeichneter Wirkung, zumeist in direktem Schuß auf die fast unsichtbaren Stellungen des Gegners. Aus immer neuen Richtungen schlägt heftiges französisches Maschinengewehrfeuer den vordringenden Deutschen entgegen.

Es ist ein heißer Tag. Stundenlang ist die Luft erfüllt vom Donner unserer schweren Haubitzen, vom Lärm der Panzergeschütze, vom kurzen, harten, durchdringenden Aufschlag der Paks und vom heftigen Geknatter der Maschinengewehre. So wird in blutiger Arbeit Meter um Meter dieses unübersichtlichen Geländes genommen.

Außerordentliche Leistungen werden vollbracht, vor allem von den Männern eines Panzerregiments, das die verpflichtende Tradition des Reiterregiments „Großer Kurfürst“ wahrt und sich ihrer am heutigen Tag besonders würdig erweist. Zu immer neuen Angriffen fahren die Panzerkampfwagen dieses Regiments nach vorn, gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner, der noch dazu den Vorteil des Einsatzes seiner dicken 32-Tonnen-Panzer besitzt.

Wieder kommt es zu Einzelkämpfen. Panzer gegen Panzer. Der Erfolg, wenn auch nicht ohne Opfer, ist auf unserer Seite. Nur zu kurzem Aufenthalt, zur

Auffüllung von Munition, kommen unsere Panzer zurück, meist mit der Meldung, daß erneut drei oder vier französische Gegner von ihnen erledigt worden sind. Sie können nicht, ähnlich wie ihre Kameraden von der Luftwaffe, zum sichtbaren Zeichen ihrer Erfolge mit der Maschine wackeln, aber die Jagdfreude strahlt ihnen aus den Augen.

So geht es in dauerndem Wechsel zwischen Angriffen und den kurzen Pausen der Munitionszuführung hin und her, während zur gleichen Zeit die Männer der Kradschützenbataillone die feindlichen MG-Nester, die überall versteckt angelegt sind, und zahlreiche Baumschützen erledigen.

In den späten Nachmittagsstunden ist der Ausgang des mehrere Kilometer langen Waldstückes erreicht. Aber noch ist das schwierigste Stück Arbeit zu leisten, der Durchstoß durch das vor uns liegende Dorf, in dem beinahe jedes Haus eine Festung ist. Versteckt hinter Hausecken und den grünen Hecken der Gartengrundstücke sind auch hier die ungefügen Ungeheuer der schweren französischen Panzer aufgefahren. Um sie, unter möglichster Schonung eigener Kräfte, wirksam zu bekämpfen, entschließt sich der General zum Einsatz unserer Sturzkampfflieger. Unsere Fahrzeuge werden auf eine gewisse Entfernung zurückgezogen. Alles ist in Erwartungen des bevorstehenden Stukaangriffs.

Die dichte Qualmwolke, die aus den brennenden Häusern des Dorfes himmelhoch emporschlägt, weist unseren Fliegern unverkennbar den Weg. Jetzt kommen sie heran, sie, die unseren längsten Feuerarm darstellen. Trotz heftigen Flakfeuers der Franzosen setzen sie aus einem eleganten, weitausholenden Bogen heraus zum Angriff auf das Dorf an. Die Luft erzittert vom Einschlag der Bomben. Noch zweimal wird der Angriff wiederholt, dann entfernen sich unsere Flugzeuge unangefochten am Horizont. Eine Stunde später ist das so hart umkämpfte Dorf genommen.

Am nächsten Morgen geht es schon wieder weiter. Erst jetzt lassen sich die Verluste der Franzosen und die deutschen Erfolge in ihrem ganzen Umfange übersehen. Nicht weniger als 40 feindliche Panzerkampfwagen, 10 französische Panzerspähwagen, zahlreiche Pakgeschütze und eine ganze Batterie von 15-Zentimeter-Haubitzen sind von unseren eigenen Panzern im Zusammenwirken mit schwerer Artillerie restlos vernichtet worden. Überall entlang der Dorfstraße und in den Nebenwegen stehen die qualmenden Überreste der stählernen Kolosse, ausgebrannten Kratern ähnlich.

Es sind Bilder einer schaurigen Vernichtung, die den Kampf Stahl gegen Stahl mit harter Deutlichkeit zeigen. Im Innern der Panzer befinden sich zum Teil noch die bis zur Unkenntlichkeit verkohlten Reste der Besatzung.

Während in den Abendstunden von vorn ununterbrochenes Maschinengewehrfeuer anzeigt, daß dort noch heftige Infanteriekämpfe in vollem Gange sind, machen sich 1200 Meter dahinter die Männer der haltenden Vorhutkolonnen am Küchenherd eines nahen Waldgasthauses emsig zu schaffen. Kampf und Ruhe liegen im



Der Weg in die Gefangenschaft



Am Strande von Dünkirchen

Dünkirchen nach der Einnahme



Soldatenleben dicht beieinander. Im Garten des Waldgasthauses liegen noch ein paar tote Franzosen als Opfer des deutschen Angriffs vom Nachmittag. An ihnen vorbei nehmen die Wasserholer ihren Weg zur Küche, um für das leibliche Wohl ihrer Kameraden zu sorgen.

Mühselig werden die Aufschriften auf den französischen Konservenbüchsen entziffert. Der Ruf nach dem Wörterbuch durchhallt den zerschossenen Küchenraum ebenso wie der Ruf nach dem Kochbuch. Noch acht Stunden vorher lagen französische Soldaten in diesem Grundstück, an ihren zurückgelassenen Vorräten tun sich nun unsere Feldgrauen gütlich. Und nach der am Abend eines solchen heißen Tages wohlverdienten Mahlzeit strecken sie ihre müden Glieder in den gleichen Gasthausbetten aus, in denen die Nacht zuvor noch die Franzosen schliefen, wie es die Aufschriften an den Zimmertüren beweisen.

Ein neuer Tag ist angebrochen. Seit den frühen Morgenstunden hat der Kampf mit unverminderter Heftigkeit eingesetzt. Auch das nächste Dorf muß Straße um Straße, Haus um Haus erobert werden. Es kommt zu Einzelleistungen, die von vorbildlichem Schneid zeugen.

So ist die Besatzung eines unserer Panzer gerade damit beschäftigt, hinter einer Gartenhecke ihr Fahrzeug zu reparieren, als sich ihnen von vorn ein schwerer feindlicher Panzer nähert. Aber den Mann, der die Reparatur vornimmt, stört das gar nicht. Er geht ruhig seiner Arbeit weiter nach, während seine Kameraden Schuß um Schuß aus dem Panzergeschütz herausjagen.

Einer unserer Panzer, die ähnlich wie gestern zu immer neuen Angriffen hinein in das Dorf fahren, erhält einen schweren Granattreffer. Aber die Granate krepiert nicht. Sie landet im Schlafsack des Führers als Blindgänger. Niemand verliert die Ruhe, im Gegenteil, auf der Rückfahrt nimmt sich die Besatzung dieses Panzers noch mit aller Sorgfalt unserer Verwundeten an.

Wie Gent durch Handstreich fiel

Gent ist, wie so viele andere Plätze in diesem beispiellosen Feldzug, durch Handstreich genommen worden.

Der Widerstand des Gegners hatte sich im stark befestigten Brückenkopf und weiter nördlich am Kanal in bisher nicht gewohntem Umfang versteift; die Gefangennahme von Ardennenjägern und von Engländern zeigte, daß man es mit guten feindlichen Truppen zu tun hatte, die mit Zähigkeit ihren Auftrag, die Stellung solange als möglich zu halten, zu erfüllen suchten. Dieser Auftrag galt vor allem dem Ziele, die im Raum zwischen Flandern und der unteren Somme eingeschlossenen umfangreichen belgischen, englischen und französischen Heeresteile in ihrem verzweifelten Ringen um einen Durchbruch nach Süden zu decken und den deutschen Druck nach Möglichkeit hier oben aufzuhalten. Dem deutschen Oberkommando dagegen lag an einer Verstärkung dieses Druckes und an einer Weiterführung des Vormarsches nach Westen, um den Kessel mit dem eingeschlossenen Gegner immer enger zusammenzudrücken.

Am 22. Mai wurde schwere Artillerie eingesetzt. Als am 23. Mai im Morgengrauen nach neuer Feuervorbereitung zum Angriff angetreten werden sollte, stellte es sich heraus, daß der Gegner sich unter dem Eindruck der Beschießung zurückzog und sich nur noch mit Nachhuten verteidigte.

Jetzt wurde von mehreren Kolonnen gleichzeitig gegen den Brückenkopf vorgestoßen. Wir befanden uns bei einem Infanterieregiment, das nördlich über Oosterzele, Landkauder, Lemberge, Meurelbeke nach dem Scheldeübergang Zwynaerde vorging.

Als wir aufbrachen, kam uns ein ernster Zug entgegen. Eine Kompanie, die vor Oosterzele gelegen hatte, erwies einem gefallenen Kameraden die letzte Ehre. An der Spitze trug man einen Blumenstrauß. Gleich hinter dem Träger der Blumen wurde der Tote, so wie er gefallen war, hoch auf der Bahre getragen. Am Himmel jagten Messerschmittjäger. Rechts und links von uns bellten unsere Batterien immer wieder zum Feind hinüber. Vor Meurelbeke konnte man zum erstenmal die Türme von Gent, den Belfried und die St.-Baafs-Kathedrale erkennen.

An der Brücke von Meurelbeke kam es während der nun folgenden Stunden zu Aufenthalt und zu einem Gefecht, dessen Dauer zunächst nicht abzusehen war.

Das Feuer einer motorisierten schweren belgischen Batterie und die MGs einer noch auf dem diesseitigen Ufer befindlichen Nachhutabteilung mußten erst niedergekämpft werden. Da mir der Regimentskommandeur mitteilte, daß nordöstlich von uns eine deutsche Aufklärerabteilung über Melle gegen Gent vorgegangen sei, entschlossen wir uns schnell, zu dieser Abteilung zu fahren, um den Augenblick der Einnahme von Gent nach Möglichkeit nicht zu versäumen. Alles ging gut. Nachdem wir die Sprengungen und die Minengebiete der Straße bei Melle mühelos umfahren hatten, langten wir an der großen Brücke am östlichen Stadtrande von Gent an. Das Bild, das sich dort darbot, war gewiß einzig in seiner Art.

Unter einem bleigrauen Himmel sahen wir die Trümmer der mächtigen Brücke, die von den Belgiern durch mehrere Sprengungen völlig zerstört worden war. Aus den durchschlagenen Gasrohren loderten rote Stichflammen. Am andern Ufer aber — wir trauten unseren Augen kaum — standen unübersehbare Scharen belgischer Gefangener, die sich noch ständig vermehrten. Sie warteten auf ihren Abtransport. Einige Dutzend deutscher Wachmannschaften etwa waren bei ihnen. Vielleicht, 50, vielleicht 100 Meter von ihnen entfernt schlugen in kurzen Abständen schwere belgische Artillerielagen mit scharfem Knall und Prasseln in die Häuser der Stadt ein.

Es führte noch keine Notbrücke hinüber, aber sie wurde bereits mit Floßsäcken gebaut. Die Pioniere halfen uns einstweilen, indem sie über zwei nebeneinanderliegende Frachtkähne einen Brettersteg für Fußgänger legten. Die Männer der Aufklärerabteilung, die mit ihren Fahrzeugen auf der Straße standen, sagten mir, daß ihr Kommandeur schon drüben in der Stadt sei und zur Zeit mit dem Bürgermeister verhandele.

Auf meine Frage, wer diese große Zahl von Gefangenen gemacht habe, erhielt ich zur Antwort: „Unser Herr Oberstleutnant!" Er sei zuerst nur mit einem Parlamentäroffizier und dem Wachtmeister über die Trümmer der gesprengten Brücke geklettert und habe später 50 Mann der Schwadron auf demselben Wege nachgezogen.

Der provisorische Bretttersteg war inzwischen fertig. Die Gefangenen begannen herüberzuströmen, und wir drängten uns durch sie hindurch zum anderen Ufer. Im Geschwindschritt gingen wir nun in die Stadt. Die belgische Artillerie knallte immer noch sinnlos, trotzdem wagte sich die Zivilbevölkerung schon hervor. In der Nähe des Marktplatzes treffen wir den Oberstleutnant, der dieses unternommen hat. Er unterrichtet uns bereitwillig. Es ergibt sich folgendes Bild:

Die Aufklärerabteilung traf etwa gegen zwei Uhr an der Brücke ein, nachdem sie einige Straßensperren bei Melle mit ihren Fahrzeugen zu umgehen hatte. Der Kommandeur kletterte sofort mit seinem Parlamentäroffizier und dem Wachtmeister zum anderen Ufer hinüber. Er schickte den Parlamentär mit der weißen

Flagge in die Stadt und ging selbst zum Bürgermeister. Die Ankunft dieser Deutschen machte einen so schockartigen Eindruck auf die zahlenmäßig sehr starke Besatzung des inneren Stadtkernes, daß sich diese Truppen beim Herannahen der deutschen Spitze kampflos ergaben. Der Bürgermeister behauptete, nicht zu wissen, wo der belgische Militärbefehlshaber zu finden sei.

Darauf besetzte der Oberstleutnant schnell entschlossen das Rathaus und die noch nicht gesprengten Brücken und ließ die deutsche Kriegsflagge hissen. Der Bürgermeister fügte sich.

Der Parlamentär kam erst nach Stunden zurück. Er war mit verbundenen Augen 50 Kilometer tief ins Hinterland gefahren worden. Dort führte man ihn vor den belgischen Armeekommandanten. Die Unterhandlung, die nun folgte, hatte folgendes Ergebnis: Der Armeekommandant verpflichtet sich ehrenwörtlich, die Stadt Gent bis um sieben Uhr am Morgen des nächsten Tages völlig zu räumen. Bis zu diesem Zeitpunkt bleibt die belgische Truppe im Besitz der Außenbezirke, während die deutsche Truppe den inneren Stadtkern besetzt.

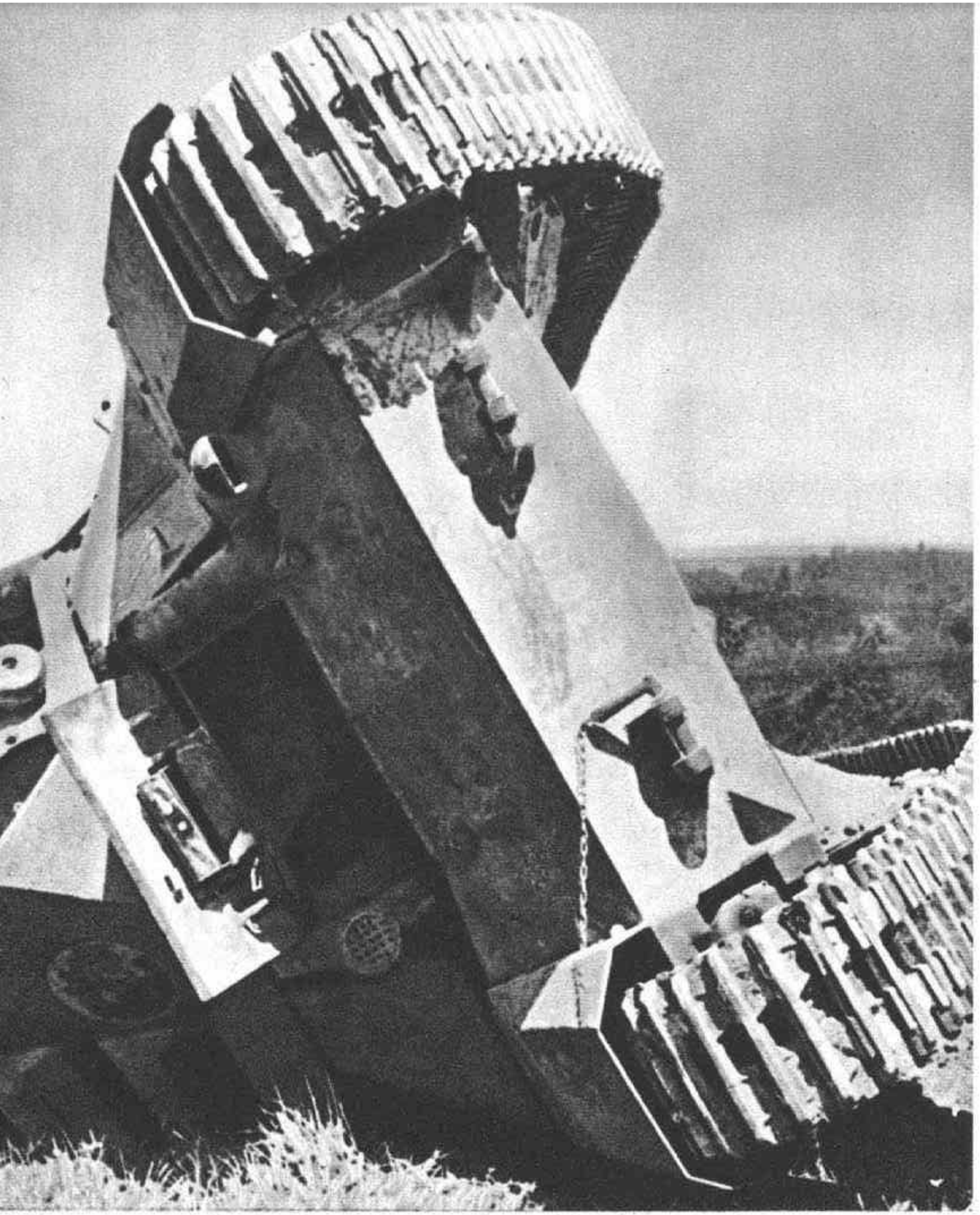
Eine Brückenstellung, die zur so vereinbarten Linie gehörte, lag sehr nahe bei dem Genter Hotel, in dessen Vorgarten uns dieser Hergang erzählt wurde. Noch pfiffen manchmal unmißverständliche MG-Feuerstöße in die Gegend. Deutsche Bomber donnerten über den Himmel, während belgische Flak feuerte.

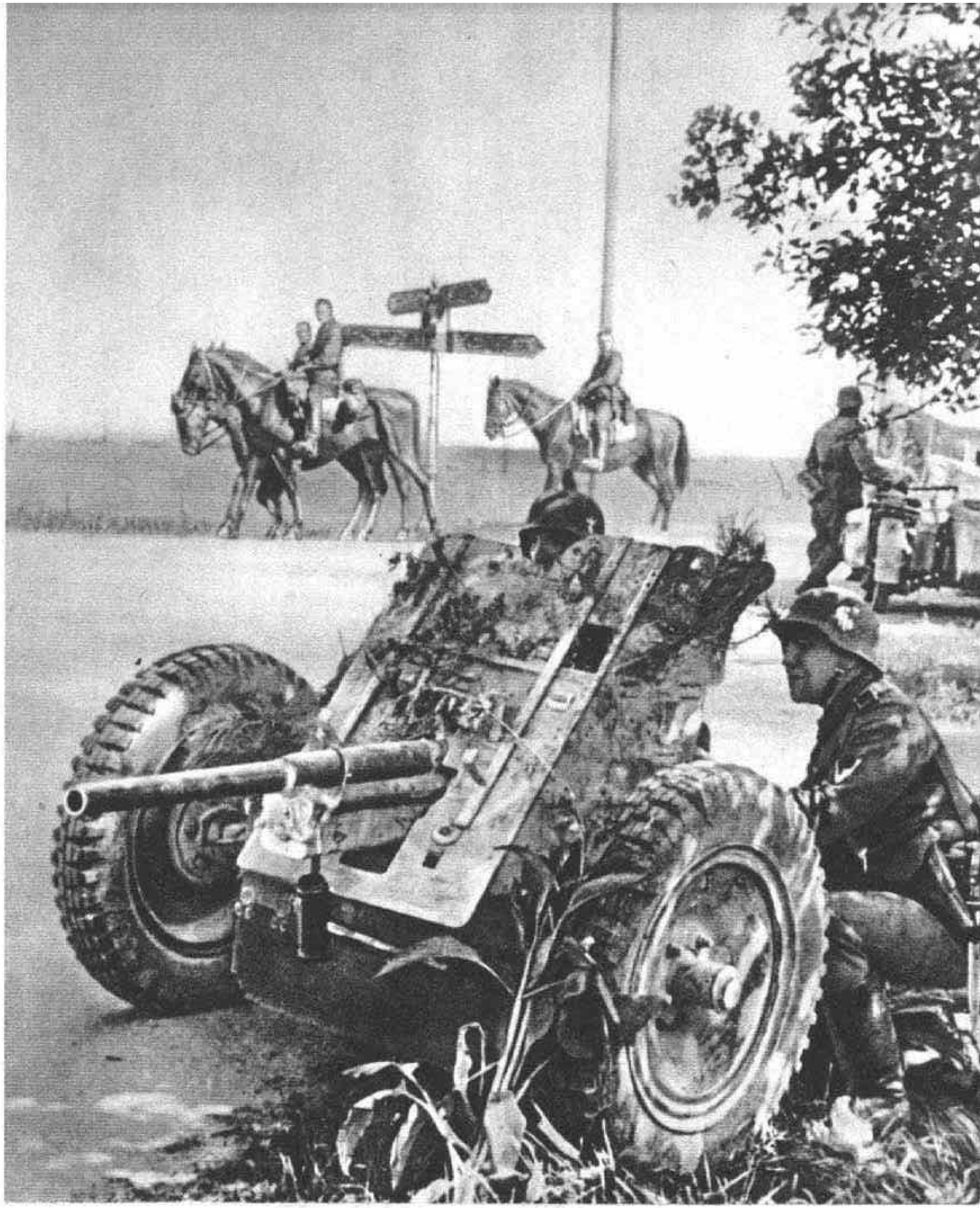
Aber das änderte nichts an dem Ergebnis des Tages. Gent war genommen.

Der Oberstleutnant schüttelte uns die Hände. Als wir zur Brücke zurückgingen, war das Infanteriebataillon, das bald nach der Aufklärerabteilung eingetroffen war, schon dabei, sich in der Stadt Gent einzurichten. Der Abend sank herab, und das Leben regte sich wieder in der erschreckten Stadt, obgleich die Salven der Belgier noch immer in der Gegend des Ufers hallten. Das automatische Klavier in einem Estaminet hämmerte „Rosamunde". Vor den zerstörten Häusern am Kai lagerte neben ihren zusammengesetzten Gewehren Infanterie. Und noch immer ergoß sich der Strom der Gefangenen aus der inneren Stadt.



Angriff bei Arlon


Zerschossener französischer Panzer bei Sedan


Auf einer Vormarschstraße in Belgien

Sein Pferd

Die Straße Valenciennes—Mons liegt unterm Streufeuer französischer Batterien. Jenseits des Scheldekanals im Forêt des Raismes dürften sie stecken, haben also flankierende Wirkung. Meist platzen die Granaten zwar unschädlich in langsam gelb sich färbenden Getreidefeldern, mitunter aber gibt es doch einige Einschläge hart am Straßenrand oder gar mitten auf dem Fahrdamm. Das ist recht lästig, recht störend für den Verkehr von und zu der vorderen deutschen Linie, die dort im nahen Valenciennes noch immer in hartem Kampf steht. Wer nur immer die Chaussee benutzen muß, tut es in beschleunigter Gangart, Infanterie springend im Straßengraben, Fahrzeuge und Reiter im Trab, wenn's gilt sogar einige hundert Meter im Galopp.

Die Sonne steht hoch im Mittag, brennt unbarmherzig. Das Wegwärterhäuschen, in dem wir uns eingenistet haben, bietet etwas Schatten und gegen Splitter notdürftige Deckung. Soeben sind einige leere Artillerieprotzen vorübergerasselt, glücklich an der kitzligen Stelle vorbeigekommen, dort, etwa 100 Meter weiter auf Valenciennes zu, wo in unregelmäßigen Abständen immer die französischen Geschosse einschlagen. Noch hat sich der wallende Staub nicht ganz verzogen, da erscheint an der gleichen Stelle ein Nachzügler. Ein kleiner, stämmiger, ein wenig rundlicher Artillerist. Zu Fuß, sein Pferd am Zügel führend. Die beiden bewegen sich sehr langsam, fast schleichend vorwärts. Der Mann ist barhaupt, sein feldgrauer Rock, über und über schmutzverkrustet (man kann es im Glas deutlich erkennen), deutet auf einen Sturz hin. Der Gaul lahmt mächtig und — ja richtig! — er blutet auch stark aus einer klaffenden Wunde am linken Halsansatz. Jetzt bleibt das Tier stehen, stemmt die zitternden Vorderbeine fest; Schauer auf Schauer gehen durch seine bebenden Flanken. Der kleine Artillerist zieht und zerrt. Vergebens, das Pferd will nicht weiter, kann nicht weiter. Begütigend redet ihm der Reiter zu, tätschelt es, liebkost es. Umsonst.

Und just in diesem Augenblick fängt die verwünschte Franzosenbatterie dort im Forêt des Raismes wieder an zu streuen. Rumms! Rumms! Zwei mächtige Dinger etwa 25 bis 30 Meter rechts neben die Straße. Der wunde Gaul macht einen jämmerlich kläglichen Versuch zu steigen, sinkt in die Knie, wird vom Reiter wieder hochgerissen, zittert, bebt, rührt sich nicht von der Stelle. Von eben

jener Stelle, an der nach unseren bisherigen Beobachtungen jetzt gleich die nächsten beiden französischen Granaten die Straße fassen müssen. Da sind sie schon! Rumms! Rumms! Qualm, Staub, pfeifende Splitter. Stolpernde Hufschläge. Die ganz dicht am Chausseegraben niedergehenden Einschläge haben dem Pferd doch noch einmal „Beine gemacht". Mann und Roß sind jetzt keine 20 Meter mehr von uns entfernt. Wie durch ein Wunder nicht getroffen. Freilich, nun ist die Kraft des Tieres endgültig erschöpft. Wieder stemmt es sich bebend gegen die zerrenden Zügel.

Auch in dem runden Kindergesicht des kleinen Artilleristen zuckt es. Todunglücklich blicken die dunklen Augen auf den Gaul. Unschlüssig tritt der Mann von einem Fuß auf den anderen. Minutenlang. Kümmert sich keinen Deut um die sich schon wieder an die Chaussee herantastenden Granaten. Dann endlich — wir sehen, wie sich die Lippen fest zusammenpressen — kommt er zu einem Entschluß. Noch einmal fährt er mit der linken Hand wie kosend über Kopf und Hals des Tieres; dann hebt die Rechte langsam die schon entsicherte Pistole. Zwei Schüsse peitschen. Ein dumpfer Fall. Das Leiden der gepeinigten Kreatur hat ein Ende. Das runde, braune Gesicht des kleinen Artilleristen ist wie versteinert, als er langsam, ganz langsam dem toten Tier Sattel und Zaumzeug abnimmt. Wieder haut ein „schwerer Brocken" in der Nähe ein. Der Mann nimmt keine Notiz davon, belädt sich wie ein Schlafwandler ganz bedächtig mit dem Sattelzeug, geht seines Weges. Schleppender Schritt, tief gesenkter Kopf. Wir rufen ihn an. Er hört es nicht.

Eine halbe Stunde später sehen wir ihn wieder. Weiter rückwärts bei der Protzenstaffel zusammen mit einem Kameraden, dem er offenbar soeben die Geschichte von dem Verlust seines Pferdes erzählt hat, hören, wie der andere gerade aufmunternd sagt: „Junge, Junge, nimm dir die Sache doch nicht so zu Herzen. Der Wachtmeister gibt dir den ‚Belgier', den Fuchswallach, den wir vorgestern griffen. Das ist ein mächtig feiner Gaul. Viel besser als deine alte klapprige Betty. Und einen Heubauch hatte sie übrigens auch. — Wat? Junge, du flennst doch nicht gar?"

„Ick? Flennen? Dummes Luder, laß mich in Ruh!" Mit einem Ruck hat sich der kleine stämmige Artillerist umgedreht, stapft breitbeinig auf die nächste Scheune zu. Den Kopf trägt er steifnackig hoch. Und dennoch — nein, wir täuschen uns nicht —, als er die Scheune betritt, fährt er mit dem rechten Rockärmel einmal ganz rasch über die Augen. Ob sie wohl doch naß gewesen sind? — —

„Himmelfahrtskommando"

Panzerjäger im Abwehrkampf vor Abbeville

Da stehen sie, die englischen Kolosse, die alle Welt für unbesiegbar hält! Da stehen die französischen Ungetüme, die ihre Fahrer gern „Sûreté" tauften, weil ihre gewaltigen Panzerwände jedem Geschoß zu trotzen schienen. Sie schießen nicht mehr. Die meisten von ihnen haben ein kleines Loch in der Nähe des Sehschlitzes. Anderen sind die Ketten zerfetzt, wieder anderen ist das vernichtende Geschoß allen Panzerwänden zum Trotz in den Motor gefahren und hat sie im Feuerbrand vernichtet, mit Mann und Maus.

Unvergessen wird die Tat einer bayrischen Geschützmannschaft der Panzerjäger in einer Aufklärungsabteilung sein.

In einem großen Obstgarten sichert sie das Vorgehen einer Abteilung über eine Höhe. Sie hat sich vorzüglich eingebaut. Das Geschütz ist in der Hecke nicht zu sehen, die Protze mit der Munition steht gedeckt unter den Obstbäumen. Der Geschützführer hat seine Mannschaft genau eingeteilt. Der Fahrer muß mit Munition tragen. Ein Schütze ist als Panzerwarner vorausgeschickt, damit der tote Winkel übersehen werden kann. Der Panzerwarner ist noch nicht ganz vorn, da gibt er Signal. Aber der Geschützführer hat inzwischen die Lage schon selbst übersehen. Von Süden aus dem Walde, von vorn aus dem Busch, aus der Flanke, von überall rollen die englischen Panzer heran, schwere, mittlere, leichte. Der Geschützführer hat den Kradmelder bei sich. Der Aufklärungsstab liegt kaum vier Kilometer zurück. Der Melder braust mit einer mündlichen Meldung hinten aus dem großen Garten heraus. Hoffentlich erreicht er sein Ziel! Gegen diese gewaltige Welle ist ein einzelnes Panzergeschütz machtlos.

Aber der Unteroffizier kennt seine Pflicht. Er läßt Munition heranschaffen, während die Panzer näherrollen. Er schärft dem Richtschützen ein, ja nicht zu früh zu schießen und sauber zu zielen.

Der Ladeschütze hat schon fünf Kisten Panzermunition da. Noch immer läuft der Fahrer wie ein Wilder zum LKW zurück, um neue Kästen zu holen.

Jetzt kniet der Unteroffizier nieder. Die Mannschaft hat nicht gehört, was er vor sich hinsagte.

„Eingeschlossen", hat er leise gesagt, und „Himmelfahrtskommando".

Aber schon gibt er ruhig seine Befehle: „Nicht früher schießen, als ich sage, vorderer Panzer 400, Panzer links von dem großen Busch ausrichten."

Der Richtschütze murmelt das Hilfsziel. Der Geschützführer gibt unaufhörlich die Entfernung an: „350, 300", und nun endlich „Feuer frei!"

Schon fegt das Geschoß heraus. Treffer! Der Panzer jagt fahrerlos quer durch das Gelände, eine Stichflamme geht hoch. Die Explosion hört man nicht, weil 24 Panzer mit einem Male ein wütendes Feuer in das Gebüsch jagen.

Jetzt steht der beschossene Panzer, aber da steht schon ein zweiter. Treffer in die Kette. Er läuft um seine eigene Achse, noch ein Treffer, Breitseite, Schluß.

Neuer Panzer! — „200", schreit der Geschützführer. Der Fahrer läßt plötzlich seinen Munitionskasten fallen, den er vom Fahrzeug heranschleppte, und sinkt über ihm zusammen. Im gleichen Augenblick schießt eine himmelhohe Stichflamme aus seinem Fahrzeug. Mit Getöse explodiert die Munition, und die Kartuschteile fliegen bis zu den Schützen an der Pak.

Sie merken es nicht, sie laden, richten, feuern... laden, richten, feuern. Der Unteroffizier gibt keine Entfernung mehr an, es ist nicht mehr notwendig, eine niedrigere Marke hat das Zielfernrohr nicht. Der Schütze 4 rollt langsam auf den Rücken. In direktem Schuß ist hinter ihm eine 7,5 krepiert.

Vier Panzer stehen, sie sind erledigt, aber aus zwanzig schießt es noch, einer schwenkt, aber einer zeigt die Breitseite, zwei Schuß darauf, sie sitzen wieder, der Panzer rollt weiter.

Zum Teufel! Das Rohr läßt sich nicht mehr ausschwenken! Und drüben ist die Hecke. Von dort fegt ein Hagel von Geschossen auf die drei Männer am Geschütz und den Unteroffizier. Der Schütze 1 fällt über die Zieleinrichtung, es ist, als wolle er noch etwas sagen. Niemand weiß es.

Da springt der Unteroffizier hinzu, er hat irgendein Riesenstück in der Hand und lädt das Geschütz. Er schreit in das Getöse: „Macht, daß ihr fortkommt!" Aber die anderen liegen flach auf der Erde und gehen nicht. Erst als der Unteroffizier geladen hat, erst als er den Verschlußteil festgewürgt hat, den offenen Hebel abschlug und den Handabzug vernichtete, erst als das Geschütz völlig unbrauchbar ist und von vorn eine Handvoll Dreck im Rohr hat, da kriecht der Unteroffizier an der Hecke entlang davon, und hinter ihm kriechen zwei Männer: der Ladeschütze und der Munitionsschütze, die anderen sind tot.

Sie hören nicht, wie die deutsche Artillerie jetzt auf die Panzer schießt. Sie sehen die Kolosse aus nächster Nähe vorbeirattern und drücken sich in die Hecke hinein. Sie beugen sich mechanisch nieder, wenn Artillerieeinschläge kommen, und halten die Hände unter den Leib, und den Stahlhelm schieben sie in den Nacken. So erwarten sie die letzte Minute; aber sie kommt nicht. Der Unteroffizier richtet sich plötzlich auf, bellen da nicht die Geschütze der Panzerjäger, heulen da nicht unsere

Stukas, wie geht das alles so schnell? Hat der Kradmelder sein Ziel erreicht?

Sie liegen allein, die drei bayrischen Panzerjäger von der Aufklärungsabteilung. Es brüllen schwere Geschütze, es biegt der Luftdruck die Obstbäume über ihnen förmlich zur Seite, darauf brüllt die Erde, aber die Panzer, soweit sie noch fahren konnten, sind fort.

Die Männer liegen und warten. Es wird still. War nicht zwischen den Panzern Infanterie? Das weiß niemand mehr. Panzerjäger sehen nur ihr Wild: die Panzer. Und nun gehen die drei Panzerjäger langsam zurück. Sie sehen zerschossene Panzer, englische Gefallene, Trichter, sie stoßen auf eine Pak, sie grüßen die Männer dort, und sie lachen in Dreck und Blut hinein. Dann gehen sie zurück zur Abteilung.

Der Unteroffizier macht seine Meldung. Der Abteilungskommandeur nimmt sein schwarz-weiß-rotes Band vom Uniformrock und heftet es dem Unteroffizier an. Der Adjutant gibt seines dem Ladeschützen, der Schütze 3 bekommt es von einem anderen Offizier.

Am Nachmittag sind unsere Truppen in dem Obstgarten, 30 Kilometer südwestlich von Abbeville, und finden die Pak, und die Abteilung setzt ihre Toten bei, die tapferen Männer vom Panzerjägergeschütz. Wie zur Wache stehen vor den Gräbern im grünen Obstgarten vier englische Panzer, die der Richtschütze erledigte.

Vormarsch auf dem Boden von Langemarck

Am Nachmittag haben die Soldaten der Vorausabteilung südlich Roeselare heftiges Feuer erhalten. Aufklärung gegen den Feind hatte das Ergebnis gezeitigt, daß die Bataillone und Regimenter vor einer seit langem und in großer Tiefe ausgebauten Feldbefestigung des Feindes lagen. Mit dem Willen, den Angriff vorzutragen, hatte die Wirkung des feindlichen Artilleriefeuers zugenommen. Bis zum Eingreifen der eigenen Artillerie sollten unsere Schützen Ruhe haben.

Im Zimmer eines noch wenig zerschossenen Hauses saßen sie beim Kerzenschein und besprachen den Angriff für den morgigen Tag. Die Kameraden, die den großen Krieg mitgemacht hatten, waren merkwürdig still. Erinnerungen wurden in ihnen lebendig. In einer Pause sprach dann der Hauptmann: „Paschendaele war damals ein Ziegelhaufen! Wenn eine Granate einschlug, gab es einen von Ziegelstaub roten Dunst, der sich mit den Wolken der Pulvergase mischte. 1917 war das! Ich kam damals als Kriegsfreiwilliger hierher. Das ganze Gelände war ein einziger Trümmerhaufen, und wenn wir vom Bataillons-Gefechtsstab eine Meldung zum Regiment bringen mußten, dann ging es immer Sprung-auf von Trichter zu Trichter..." Die jüngeren Männer, die nur den Krieg in Polen kennen, hörten doppelt aufmerksam zu; denn das morgige Angriffsziel umschließt Namen wie Paschendaele, Moorslede, Westroosebeeke und Langemarck.

In der Nacht war Ruhe. Die Einschläge des feindlichen Störungsfeuers klangen nur ganz schwach in den Halbschlaf, während der Morgen graute. Dann schweigen auch die. Eine merkwürdige Ruhe! Ein Melder kommt: die Belgier haben sich ergeben. Seit fünf Uhr ist Waffenruhe. Waffenruhe nach dem Artilleriebeschuß, der wieder einige Kameraden kostete, Fahrzeuge in Brand setzte, Pferde verwundete, daß sie erschossen werden mußten. Für Stunden herrscht Schweigen an der Front. Dann aber kommt die Aufregung. Zwei Parlamentäre müssen hinüber zu den belgischen Generalkommandos, zu den Feinden von gestern. Sie sollen unsere Forderungen überbringen: Straßen frei für den deutschen Vormarsch! Aufhebung aller Befehle für Brückensprengungen und Wegesperren. Über die Plätze, an denen die belgischen Waffen gestreckt werden sollen, ergeht noch besonderer Befehl.

Die weißbeflaggten Fahrzeuge mit den Parlamentär-Offizieren werden von

einem belgischen Offizier empfangen. Außerordentlich höflich begegnet man allenthalben den Deutschen. Peinlich ist es für die begleitenden Belgier, daß die Truppen die deutschen Parlamentäre freudig begrüßen. Auch die Bevölkerung gibt Zeichen der Freude, klatscht in die Hände und grüßt. Die Stäbe, zu denen dann die Parlamentäre gebracht werden, die Kommandeure und Adjutanten machen einen durchaus intakten Eindruck. In vornehmer Zurückhaltung wird die Forderung der deutschen Reichsregierung besprochen. Schon auf der Rückfahrt zur deutschen Linie zeigen sich Anzeichen der beginnenden Auflösung der belgischen Armee. Weggeworfene Ausrüstungsgegenstände sind das kleinste. Allenthalben zerstreuen sich die Soldaten, ziehen sie sich Zivil an, versuchen sie, weg von der Truppe zu kommen.

Nach wenigen Stunden beginnt der Vormarsch auf geweihtem Boden. Langemarck liegt auf der Marschstraße. Langemarck, für jeden Deutschen heiliger Begriff für all das, was wir in den Worten Opferbereitschaft und Hingabe an eine große Sache ausdrücken. Dörfer ziehen an uns vorüber, Moorslede, Westroosebeeke, Ostniukerke und Paschendaele, die auch den jungen Soldaten etwas bedeuten. Hier haben ihre Väter den Kampf durchgestanden bis zum bitteren Ende. Tausendfältig ist hier der Boden mit deutschen Blut getränkt, wie die Heldengräber aus dem Großen Kriege es bezeugen. Nun stehen wieder deutsche Soldaten in diesem Land, um sie her die zurückflutende belgische Armee, die sich mutig geschlagen hat, aber nun nicht mehr für die britische Sache ihr Blut vergießen soll. Und vor ihnen liegt der Sieg.

Bomben auf französischen Kanalhafen

Wieder steht die Kampfstaffel startbereit. Der Staffelführer bespricht mit den Besatzungen die Angriffsziele: Eisenbahnknotenpunkte bei Paris, auf denen durch Fernaufklärer Truppentransporte festgestellt wurden. Die Bodenmannschaften sind mit den letzten Handgriffen an den Kampfflugzeugen beschäftigt, da jagt ein Melder auf dem Krad über das Rollfeld und bringt einen neuen Befehl: Ziel des bevorstehenden Feindfluges ist die französische Kanalküste und die dortigen Häfen, in denen sich flüchtende Engländer einschiffen.

Der Staffelkapitän pfeift durch die Zähne: Das ist ein Auftrag besonderer Art! Kurz sind seine Befehle an die Besatzungen. Sofort ist alles an den Maschinen. Die Ketten der Staffel hauen ab, sammeln sich zur befohlenen Formation und nehmen Kurs West. Während bei St. Quentin eine durchbrochene Haufenbewölkung noch Erdsicht gestattet, schließt sich allmählich die Wolkendecke. Unter uns ist gerade noch eine an vielen Stellen brennende Stadt zu erkennen, die wir als Amiens ausmachen, das beim Rückzug der Franzosen in Brand geriet.

Bald ist das Meer erreicht. Die einzelnen Ketten sind eingeschwenkt und stoßen mit großartiger Präzision durch die Wolkendecke auf den als Angriffsziel bestimmten französischen Kanalhafen. Ein riesiger Transporter liegt am Kai und wird von Tankschiffen aus getankt, ein zweiter passiert gerade die Schleuse. Außerdem werden mehrere kleine Schiffe erkannt, anscheinend Frachter, die scheinbar beladen werden.

Kette auf Kette der deutschen Bomber ist jetzt im Angriff. Die Wirkung ist fürchterlich. Von zwei Bomben getroffen, bäumt sich der große Transporter in der Hafenschleuse auf. Eine wohl 200 Meter hohe Stichflamme zeigt die Wirkung der Bombentreffer. Dann ragt das Heck steil in die Höhe, und zerschmettert bleibt das große Schiff in der Schleuse liegen.

Ebenso ergeht es dem anderen großen Transporter. Er steht in hellen Flammen. Getroffen und vernichtet. Der Tankdampfer neben ihm geht in die Luft. Von den kleinen Frachtdampfern werden mehrere getroffen. Sie legen sich zur Seite oder sacken ab. Der Hafen brennt buchstäblich an allen Ecken. Riesige Qualmwolken zeigen an, daß dort einmal Brennstofflager gewesen sind.

Nur wenige Minuten hat der deutsche Bombenangriff auf den französischen Kanalhafen gedauert, aber es ist ganze Arbeit geleistet worden. Nun hängen sich die deutschen Kampfflugzeuge unter die Wolkendecke und nehmen wieder Kurs auf die freie See.



Deutsche Flieger über Paris



Deutscher Panzerwagen beim Vorstoß über die Aisne

Bei deutschem Panzerangriff vernichtete französische und belgische Kampfwagen





Infanterieangriff auf ein brennendes Dorf in Nordfrankreich

Panzerangriff





Eisenbahngeschütz in Feuerstellung



An der holländischen Küste

Schnellboote gegen fliehende Engländer

Eine Unmenge von Transportdampfern, Bewachern und Zerstörern, dazwischen Logger, Küstensegler und Fischerboote bevölkern seit Tagen das Gebiet des Englischen Kanals, um Personal und Material der zerschlagenen britischen Expeditionsarmee auf die Insel zu retten. Während wir vor Einbruch der Dämmerung zum Auslaufen fertig klarmachen, braust ein Verband eigener Kampfflugzeuge über uns hinweg. Zerstörer-Flugzeuge begleiten ihn. Es ist einer der vielen Verbände, die ununterbrochen die Einschiffungsplätze des flüchtenden britischen Heeres angreifen und auch dann nicht von ihnen ablassen, wenn sie in aufgelöster Ordnung in höchster Eile auf ihre Kreideküste zustreben. Heute nacht soll unsere Flottille von Schnellbooten das Werk fortsetzen, das die Fliegerverbände am Tage so wirkungsvoll ausführten.

Leichter Dunst liegt am südwestlichen Horizont. Die Boote lagen in „Päckchen" fest, das heißt, der eine Kommandant hat mit seinem Boot beim Nebenmann festgemacht. Beim Loswerfen macht nur das Boot am Pier die Leinen los, und das ganze Päckchen manövriert zunächst wie ein einziges Schiff. Das Boot am Pier geht mit der Maschine voraus, und das äußerste Boot des Päckchens macht Umdrehungen rückwärts. Wenn die Motoren anspringen, geht ein gewaltiger Ruck durch das ganze Gefüge. Unter den Auspuffgasen kräuselt sich das Wasser, und das gewaltige Gebrumm der angelassenen Maschinen erschüttert die Luft. Die Männer stehen mit gelassenen Mienen an Oberdeck, auf dem Pier sehen sachkundig die holländischen Fischerleute zu.

Schnell kommt die Küste außer Sicht, nichts als Wasser ringsum.

„In zehn Minuten werden die englischen Bomber kommen." Man kennt sie bei uns schon. Sie machen ihre Sache ganz stur, fliegen in ziemlicher Höhe an, wenn es geht, die Sonne im Rücken, und lassen dann, bevor wir ihnen etwas mit unserer leichten Flak antun können, ihre Bomben fallen, die natürlich weitab ins Wasser klatschen. Ein recht harmloses Verfahren. So können wir uns kein Leid antun. Das Draufgängertum ist den englischen Fliegern etwas vergangen, seit wir vor Tagen eine ihrer Maschinen herunterholten. Ihre Taktik wird ja nicht gerade nach dem Geschmack des Geschwaderchefs da drüben sein.

Weiter geht der Marsch nach Süden. Als die Dämmerung hereinbricht, sehen wir roten Feuerschein am Himmel lodern. Dumpfes Grollen rollt weit in der Ferne

von dorther, wo in diesen Stunden die große Schlacht im Westen ihrem Ende zugeht.

Wir hoffen heute nacht auf einen besonders regen Verkehr.

„Schwarzer Schatten voraus“, meldet ein Ausguck. Noch ist nicht zu erkennen, was da vor uns steht. Das dunkle Gebilde läuft auf uns zu. Von der niedrigen Blickhöhe vom Deck des Schnellbootes sieht alles viel größer aus. Aber der alte Schnellbootfahrer hat seine richtigen Maßstäbe. Er schätzt den Schatten als kleinen Bewacher. Dann taucht ein anderer Schatten auf, so plötzlich, daß niemand zu Schuß kommt.

„In dieser Gegend ist bestimmt viel los“, meint der Rudergänger sachverständig. Minuten später erkennt man feindliche Zerstörer, kurze, gedrungene, verhältnismäßig hochbordige und kantig wirkende englische Schnellboote. Bewacher und Transporter laufen ihren Weg und ahnen nicht, was hier auf sie wartet. Mit der Ruhe ist es jetzt hier für die paar Nachtstunden vorbei. Auch in der Luft herrscht Betrieb.

Das Fallen der ersten Leuchtbombe berührt uns zunächst unsympathisch. Wem gilt sie? Das scheinen auch andere zu empfinden, denn nun setzt ein Feuerwerk ein, wie es farbenprächtiger kaum vorstellbar ist. Von allen Seiten zischt die Leuchtspurmunition dem Nachthimmel entgegen. Damit die einzelnen Batterien die Lage ihrer Garben in dem Massenfeuerwerk erkennen können, wird eine ganze Farbenskala verschossen. Das Feuern ist aussichtslos, es wird wieder still und dunkel ringsum.

Vor uns wieder ein Schatten! Größer und größer wird er. Aber er lohnt doch wohl keinen Torpedo. Die Aale sparen wir uns für fettere Brocken auf. Schon können wir die Gestalten an Deck erkennen.

Es geht mit 20 Meter Abstand an dem Bewacher vorbei. Und nun kommt eine Überraschung für die da drüben, auf die wohl niemand gefaßt ist. Handgranaten fliegen als mitternächtlicher Gruß an Deck, als wäre das im Seekrieg so üblich und die natürlichste Sache von der Welt. Das langsame Tacktack eines britischen MGs ist das erste Lebenszeichen der aus der Ruhe Gescheuchten. Die Maschinenwaffen unserer Boote übernehmen nun die Leitung des Konzerts. Wir sind natürlich inzwischen weiter abgekommen, denn sonst würden die Splitter unserer eigenen kleinen Granaten uns selbst um die Ohren fliegen. Diese rasanten Waffen durchschlagen drüben die Außenbordplatten. Der Bewacher sucht schleunigst das Weite, und wir haben keinen Grund, uns länger mit ihm herumzuschlagen und damit die Aufmerksamkeit des ganzen Kanals auf uns zu lenken.

Für einen Augenblick hört man ringsum nichts anderes als das Geräusch der eigenen Motoren. Wir brummen hier natürlich nicht etwa mit ...zig Seemeilen herum. Unsere weiße Schnauze, die Bugsee und das breite schäumende Band der Hecksee würden uns weithin verraten.

Da haben wir nun das ersehnte Wild vor dem Visier unserer Torpedos. Die Rohre sind starr eingebaut. Wie beim Sturzkampfflugzeug wird mit der ganzen Maschine gerichtet. Dann kommt das Kommando „Los", das kurze Zischen entweichender Preßluft, das Geräusch der leer rotierenden Torpedopropeller, das Aufklatschen in See, und nicht viele Sekunden vergehen, bis der Torpedo sein Ziel getroffen hat. Es ist ein Transporter von etwa 3000 Tonnen. Für ein U-Boot draußen im Handelskrieg keine überwältigende Sache, hier aber, bis weit über die Tieflademarke vollgestopft mit Soldaten und wertvollstem Material, ein wichtiges Angriffsziel. Ein dumpfer Schlag, eine hohe Stichflamme, unser Vernichtungswerk ist vollbracht. Fast jede Nacht, die wir hier sind, das Zeichen für die Engländer, daß deutsche Schnellboote, die „Stukas der See", am Werk sind. Vom grellen Feuerschein werden wir taghell beleuchtet. Aber auch der Gegner wird ja geblendet. Wir sehen, daß wir mitten in einem Geleitzug kleinerer Fahrzeuge stehen, der von Zerstörern gesichert wird. Aber die pflegen, wenn auch nicht aus Feigheit, beim ersten Anzeichen eines Schnellbootangriffes gleich Reißaus zu nehmen.

„Sie hätten doch den Kanaltunnel bauen sollen, dann wäre ihnen diese Schweinerei Nacht für Nacht erspart geblieben", meint der L. I. (Leitende Ingenieur), ein Oberstabsmaschinist, nach dem Angriff, als er seine Nase zum Luftschnappen aus dem Maschinenniedergang heraushängt.

Mit hoher Fahrt laufen wir nach Norden. Der Verband ist wieder geschlossen beieinander. Erst als die Mole in Sicht kommt und gespenstisch aus der Morgendämmerung heraustritt, gehen wir mit der Fahrt herunter. Da das kleine leichte Boot für die starken mehrtausendpferdigen Maschinen keine Masse bedeutet, gleichzeitig aber das Heck bei höheren Fahrstufen achtern etwas in der See liegt, gibt es einen Ruck, wie wenn ein Kraftwagen plötzlich bremst. Gleichzeitig macht das Boot eine Verbeugung. Noch bevor wir die Leine klarhaben, kommt der Nebenmann längsseit, und als die holländischen Fischer in der blinkenden Sonne des herrlichen Maienmorgens unsere Boote erblicken, liegen sie friedlich am Pier wie am Tage vorher.

Ein Feldwebel vernichtet einen englischen Zerstörer

Eine Kradschützenkompanie und ein Pionierstoßtrupp haben das Fort de la Cheche nördlich von Boulogne genommen. Das Fort ist bestückt mit schweren Küsten- und Flakbatterien. Die Besatzung hat sich zunächst hartnäckig gewehrt, sich aber ergeben, bevor es zu spät für sie war. Ihr Pech war es, daß die schweren Geschütze nicht um 180 Grad schwenkbar und zur Abwehr gegen einen Angriff von der Landseite eingerichtet waren.

Die Kompanie besetzt das Fort. Die Männer haben kurze Zeit, ihre Zigarette zu rauchen und in den englischen Magazinen zu blättern, die in wilden Haufen herumliegen. Ein Mann ist an das Fernrohr gesetzt worden, mit dem man bis zur englischen Küste sehen kann.

Nun passiert eine tolle Geschichte. Der Mann am Fernrohr meldet das Herannahen von Schiffen. Es sind englische Zerstörer. Da gibt es auch schon Zunder. Wir wollen das Feuer erwidern. Leider hat aber die Besatzung des Forts und zum Teil unsere eigene Artillerie die Wehrgeschütze unbrauchbar gemacht.

Da macht sich ein Feldwebel der Kradschützenkompanie an eines der Geschütze, und während vom Meer Granate um Granate in das Fort saust, die Männer zum größten Teil in den Unterständen Deckung suchen müssen, bringt der Feldwebel mit ein paar fixen Jungs eines der schweren Geschütze in Ordnung. Er tut das mit aller Seelenruhe, raucht dazu eine Pfeife. Er schwitzt, ist schwarz von lauter Dreck und Öl, muß ein paarmal blitzschnell in Deckung springen. Aber nach einer halben Stunde kann er den ersten Schuß rausjagen, nach kurzer Zeit den zweiten. Und der dritte sitzt auf einem der Zerstörer, die draußen Zickzackkurs fahren. Der vierte Schuß: haargenau auf demselben Zerstörer. Beim fünften Schuß fängt der Zerstörer an zu brennen und kentert.

Die Männer auf dem Fort sind toll vor Freude. Die Engländer sind unsicher geworden. Sie wissen nicht, was auf dem Fort eigentlich los ist. Sie ziehen sich zunächst zurück und leiten eine Bergungsaktion für den gekenterten Zerstörer ein. Das dauert immerhin so lange, bis unsere Stukas erscheinen und den Engländern die Lust nehmen, das Fort und die Kradschützenkompanie noch weiter zu behageln.

Ein paar hundert Meter vor der Küste liegen die vernichteten Zerstörer, darunter der, der auf Konto des schneidigen Feldwebels geht.

Pariser Flughäfen mit Bomben belegt

Gestern hat, wie schon so oft, ein Teil der Luftwaffe die Aufgabe erhalten, den siegreichen Vorstoß unserer Infanterie zu erleichtern. Wir ahnen von nichts, als beim Mittagessen der Einsatzbefehl kommt. Wir wissen nicht, wo das Angriffsziel heute liegen wird, als wir startbereit uns um unseren Staffelkapitän scharen. Als dann aber das Stichwort „Flugplätze um Paris" fällt, da durchzuckt es uns wie ein elektrischer Schlag. „Jungs", meint der Flugzeugführer zu seiner Besatzung, „achtet scharf auf die Jäger, denn dort wird es wahrscheinlich Zunder geben!"

Es ist ein Großkampftag im wahrsten Sinne des Wortes. Von unserer Maschine aus, einem Aufklärer, bietet sich uns ein Bild, wie es überwältigender nicht sein könnte. Soweit das Auge reicht, sehen wir Kampfgeschwader, die alle das gleiche Ziel haben; sie sind auf dem Anmarsch nach Frankreichs Hauptstadt Paris.

Bald lassen wir das gleißende Band des Rheins weit unter uns. Die Mittagssonne meint es gut. Die donnernden Motoren singen ihr nimmermüdes Lied, und wir singen mit. Das neue Frankreichlied liegt uns in den Ohren mit seinem Refrain: „Vorwärts! Voran! Voran! Über die Maas, über Schelde und Rhein, marschieren wir siegreich nach Frankreich hinein!"

Doch die Schelde lassen wir weit rechts liegen. Dieser Fluß hat uns nicht aufgehalten, die Maas wird es ebenfalls nicht können. „Von der Maas bis an die Memel..." Wer würde nicht an diese Verse denken. Unwillkürlich gehen sie einem durch den Sinn. Belgiens bunten Teppich überfliegen wir. Unübersehbare Nachschubkolonnen bewegen sich auf den helleuchtenden Straßen, verlassene Stellungen, Grabensysteme im Zickzack, vorgeschobene Sappen, zerstörte Häuser, Bombentrichter und Schienenstränge — das alles läßt uns den erbitterten Krieg erkennen. Dazwischen aber erstreckt sich friedlich daliegendes Land. Ja, in einem französischen Dorf dreht sich sogar ein Karussell. Ein Blick auf die Karte: Richtig, dieses Gelände hat der Feind erst kürzlich preisgeben müssen. Ruhe und Ordnung scheint hier eingekehrt zu sein.

Wolkenfetzen gleiten vorbei, verdichten sich zu einer undurchdringlichen Decke zu unseren Füßen. Höher und höher brausen unsere Bomber dahin. Wir zählen 34, 35, 40 — nein 80, 100 — mehr, viel mehr noch. Sie schwimmen in der dunstigen

Ferne, die schlanken Leiber der Kampfflugzeuge. Kette auf Kette. Ihre Zahl ist nicht zu übersehen. Sie sind plötzlich da, einfach da. Für uns aber heißt es jetzt: Ran an den Feind!

„Aufgepaßt!“ Wir machen unsere Maschinengewehre klar, starren unter, neben und hinter uns. Die Wolkendecke ist zerrissen, hin und wieder öffnet sich ein großes Loch. Außerordentlich günstig für uns. Da fängt auch schon die französische Flak zu schießen an. Aha, die bekannten schwarzbraunen Wölkchen! Sie schweben scheinbar harmlos an uns vorbei. Je mehr wir uns Paris nähern, desto mehr werden es. Aber wir müssen durch, und wir kommen durch!

Über Frankreichs Hauptstadt wölbt sich eine Dunstkuppel. Deutlich aber ist der Eiffelturm zu erkennen, das Wahrzeichen von Paris. Und dann ist es soweit. Vor uns wird das Ziel sichtbar: der Flughafen von Villeneuve-Orly-Paris. Nun ertönt das Kommando: „Bombenklappen auf!“ Ein Kommando, das immer wieder unsere Augen schärft. Wir müssen sehen, ob sie gut liegen, die schweren Brocken, die noch in ihren Schächten ruhen. Scharf zeichnet sich der feindliche Flugplatz vom Boden ab. Zahlreiche Hallen und Maschinen sind deutlich erkennbar. Der Bombenschütze schaut mit konzentrierter Aufmerksamkeit durch das Visier.

Mit klopfenden Pulsen sind auch wir, den Finger am Abzugbügel des MGs, bereit, ankommende feindliche Jäger sofort mit einem Eisenhagel zu überschütten. Nichts kommt. Dafür feuert die Flak um so heftiger, krepieren die Granaten in bedrohlicher Nähe.

In aller Ruhe machen sich unsere Bombenschützen zum Wurf fertig, und dann regnen Bomben aller Kaliber vom Himmel. Hundert Meter hohe Stichflammen steigen vom Erdboden auf. Die beiden großen Hallen in der Mitte des Platzes und die drei Hallen um das Rollfeld stehen in rotem Feuerschein. Wenige Sekunden später liegen dichte schwarze Rauchwolken über der Stätte, an der unsere Bomben ganze Arbeit gemacht haben. Nichts ist da unten ganz geblieben. Die Maschinen, die zur Zeit unseres Angriffes noch auf dem Rollfeld standen, sind vernichtet.

Das gleiche Bild auf den Flugplätzen, die wir wenig später überfliegen. Überall sitzen die Bomben mitten im Ziel. Rechts unten schwelen die Überreste eines Arsenals, das durch Volltreffer völlig zerstört wurde. Weithin sichtbar leuchten die hellen Flammen eines Tanklagers zu uns herauf, dessen reiche Vorräte durch einen wohlgezielten Wurf in Brand gesetzt wurden. Vor uns fliegende Maschinen haben bereits ihren Segen fallen lassen. Ununterbrochen blitzt, zuckt und glüht es unten auf: Unsere Bomben folgen. Das Rollfeld wird mit Kratern übersät, die Hallen stehen in Flammen. Erde, Steine, Flugzeugteile spritzen fontänengleich hoch. Beim Abdrehen sehen wir noch, daß die ersten Verbände bereits auf dem Rückflug sind. Auch sie haben ihre Aufträge erfüllt. Rings um die Metropole der alten Welt raucht es, brennt es auf den Flughäfen der französischen Luftwaffe.

Das Heldenlied vom unbekannten Infanteristen

Wir lernten uns an der Maas kennen. Infanterist X. setzte im gleichen Schlauchboot über, in dem auch ich über die Maas ging, um den jenseitigen Einsatz eines pommerschen Regiments mitzuerleben. Er trug einen ziemlich neuen Gefreitenwinkel, den er für die ersten sechs Gefangenen im Walde zwischen dem Bach La Houille und der Maas bekommen hatte.

Er ist Landarbeiter und Reservist und hat bereits den Polenfeldzug mitgemacht. Jetzt sitzt er mir im Schlauchboot gegenüber. Während ich mir das helle, frische Gesicht betrachte, sind wir dauernd bereit zum Sprung ins kühle Wasser, weil die französische Artillerie in die Maas feuert, was aus den Rohren heraus will. Die Infanterie hat wieder Verluste. Infanterist X. springt als erster aus dem Boot. Seine beiden Fäuste krallen sich am jenseitigen Ufer fest, ein Sprung, und oben ist er. Wir folgen nach. In Deckung warten wir den Übergang der Kompanie ab und sehen besorgt nach den Granateinschlägen in die Maas. Jetzt verlegt die Artillerie ihr Feuer weiter vor. Wir müssen vorwärts. Gerade hat der Infanterist X. ein paar kantige Witze im pommerschen Platt hingelegt. Seine Ruhe wirkt auf die anderen Kameraden. Sie lachen, durchrennen das Artilleriefeuer, und einer geht mitten durch das Sperrfeuer zurück an die Maas und spült sich die brennenden Füße. Sie sind schließlich mehr als 300 Kilometer Schritt für Schritt marschiert.

Der Kampf bringt uns auseinander, aber mein Infanterist ist als einer der ersten auf dem Fort von Givet. Dort sehen wir uns wieder. Wir haben mitten auf der Maas gute Freundschaft geschlossen. Nun sitzt er auf dem Fort und verbindet sich einen Streifschuß am Bein, während 600 Gefangene langsam aus den Kasematten und Stellungen herauskommen und die Waffen und Munition sich zu Bergen türmen. Ich sage ihm, er solle die Wunde lieber ausheilen. Bei dem täglichen Dreck könne es sonst eine Sepsis geben. Da sagte er mir, daß ich davon nichts verstände, und bei ihm heile so etwas wie beim Pferd. Ich solle aber nichts sagen, sonst käme der Leutnant her und brächte es fertig, ihn nicht mehr weiter mitzulassen.

Einen Tag später. In den Kämpfen um die Wälder von Oisy bin ich bei derselben Kompanie. Der Wald wimmelt von schwarzen Soldaten, und dem dritten Zug macht ein Maschinengewehr schwer zu schaffen, das nicht zu beschießen ist, weil es so tief eingebettet liegt, daß gerade der Lauf über die Erde reicht. Die

Kompanie kommt wegen dieses verflixten Dinges nicht vorwärts. Da richtet sich plötzlich der Infanterist X. auf. Ich sehe sein ruhiges und gelassenes Gesicht dicht neben mir. Kniend freihändig feuert er dreimal, dann fällt er zur Erde. Hat es ihn erwischt? Nein, er kriecht schon wieder weiter. Das MG ist still.

Im Dorfe Gondecourt treffe ich meinen Freund wieder. Der Feind war geflohen. Jedes Haus war eine Festung gewesen. Steine waren aus den Häusern herausgebrochen, und die Löcher spien Feuer. Die Infanterie räumte den Ort. Haus für Haus wurde genommen. Plötzlich fegt wieder ein MG los, von der Pak wird es erledigt. Es sind schwere Kleinkämpfe in diesen Orten, die der Franzose zu Festungen macht. Aber seine Verluste sind furchtbar. Die Straßen liegen voll von Gefallenen. Häuser sind zerschossen. Vieh läuft brüllend umher. Die Keller sitzen voller Flüchtlinge. Diese Bilder begleiten uns nun schon seit Wochen. Vor uns liegt Lille. Auf der Straße nach Lille gibt es Sperrfeuer. Die Infanterie kommt nicht weiter, sie wird zurückgezogen und umgeht das Feuer. Die Infanteristen brauchen sich nicht mehr zu tarnen. Sie haben völlig die Farbe der Erde angenommen. Längst sind die bunten Halstücher des Vormarsches verschwunden, die Ärmel sind aufgekrempelt, und nur die nötigsten Kampfmittel hängen am Körper. Diese Infanteristen sehen sich alle ähnlich, weil der Kampf ihnen die gleichen Züge in das Gesicht grub, und diese scharfen, wettergebrannten Züge leuchten nun durch ihre Bartstoppeln hindurch.

Da sehe ich unter ihnen einen Unteroffizier mit dem Eisernen Kreuz. Es ist mein Freund. Ich krieche zu ihm und beglückwünsche ihn. Er lächelt bescheiden: „Das war nicht so schlimm. Ein Stoßtrupp, zwölf Gefangene und zwei MGs. Und wir hatten keine Verluste." Ich frage, wann das gewesen sei. „Heute morgen", sagte er und sieht etwas besorgt in das immer näherkommende Sperrfeuer. „Ich glaube", meint er lächelnd, „wir machen uns hier dünne. Die Sache wird immer brenzlicher." Wir kriechen langsam zurück bis zum Graben. Von dort kommt der Befehl, auf das Dorf zurückzugehen und auf dem Weg südlich des Dorfes das Feuer zu umgehen.

Wir hören beim Rückmarsch das unentwegte Trommeln der Franzosen. Im Dorfe ist kurze Rast. Unteroffizier X. sitzt auf einem Bordstein und näht sich ein gewaltiges Dreieck in der Hose zu. Er hat die Stiefel dabei ausgezogen. Mißmutig betrachtet er die Sohlen. „500 Kilometer kleben jetzt dran", sagt er, „was so ein Stiefel von der Wehrmacht aushält. Das Dreieck verdanke ich dem Weg von heute morgen. Das nächstemal muß ich mich nicht so ungeschickt hinwerfen. Das verträgt die beste Hose nicht."

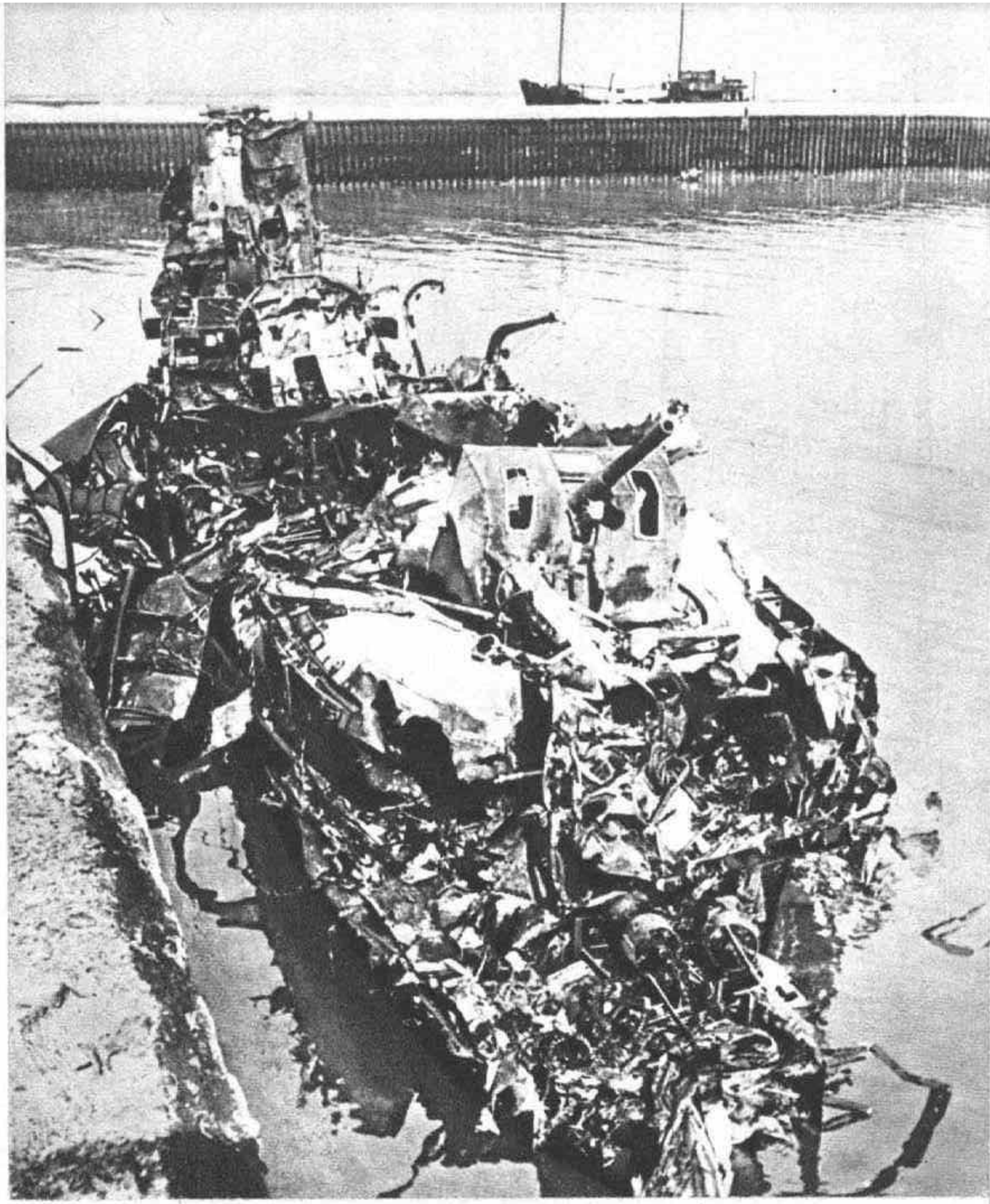
Und dann heißt es weiter. Der Unteroffizier steht auf. Er streicht sich über die frisch genähte Hose und gibt mir die Hand. „Mach's gut", sagt er, „und schreib nicht soviel von der Infanterie; sie tut ja nur ihre Pflicht." Ich sah ihm eine Weile nach. Dann ging ich hin und schrieb auf, was ich von ihm weiß. Ich weiß, daß ich gar nicht von ihm spreche, sondern von der ganzen tapferen deutschen Infanterie.



Zusammengeschossene englische Tanks



Abgeschossenes englisches Flugzeug



Ausgebranntes englisches Kriegsschiff in belgischem Hafen

Schlacht um Dünkirchen

I.

„Wie in einem brennenden Kino sieht es dort drinnen aus. Alle Engländer flüchten zum Hafen, seilen sich an den Schiffen selbst hoch und ziehen ihre Päckchen Habe mit nach. Jeder will zuerst auf dem Schiff sein. Dazwischen tönen die Sirenen der nervösen Kapitäne und das Geheul der Hupen. Dann krepieren wieder Granaten und Bomben unsrer Stukas. Ein verstörter Haufen, der nur darauf bedacht ist, sein Leben noch in Sicherheit zu bringen. Dabei traten natürlich wir in englische Gefangenschaft geratene deutsche Soldaten in den Hintergrund. Wir hatten so die Möglichkeit, uns dünnezumachen.

So berichtet uns ein junger, aus Dresden gebürtiger Pionier, der mit einem Kameraden zusammen das Mißgeschick hatte, bei Lillers in Gefangenschaft zu geraten. Sehr feierlich sind sie von den Engländern selbstverständlich nicht aufgenommen worden. Zuerst hat man die beiden einem scharfen Kreuzverhör unterzogen. Als das nicht fruchtete, hat man sie mit Handschellen zusammengekettet, wobei je eine Hand frei blieb, und nun hat man sie kreuz und quer in Dünkirchen herumgefahren, um sie anscheinend über die wirkliche Lage irrezuführen. Auf dieser Fahrt erkennen sie, daß von Dünkirchen nicht mehr viel übrig ist. Es brennt, qualmt und raucht an allen Ecken. Über den Straßenzügen liegen die Trümmer ungezählter geborstener und zerschossener Häuser. Kaum, daß noch ein paar Straßen überhaupt für den Verkehr verwendet werden können. Jede Granate verursacht neue Panikstimmung. Je näher das Feuer herankommt, desto mehr wächst die Panik. Franzosen und Engländer verlassen in überstürzter Flucht an den vorgeschobenen Stadtrandstellungen die Kolonnen, schmeißen rasch noch ein Streichholz in die Tanks und sprengen die Wagen in die Luft oder fahren sie in die Straßengräben.

Die beiden Dresdener wollte man eigentlich auch mit nach England einschiffen. „Jeder von uns bekam zwei Mann Bewachung mit. Als wir aber dann im Hafen ankamen, war die Schreckstimmung derart, daß die Wachtposten nicht mehr so recht auf uns achteten, und wir hatten ja nun wirklich kein Interesse, als Schaustücke nach England zu gehen."

In dem wilden Gedränge konnten sich beide langsam von ihrer Bewachung

entfernen. Irgendwo griffen sie sich ein paar englische Regenmäntel, um nicht als Deutsche erkannt zu werden. Und dann — ja dann — Richtung deutsches Artilleriefeuer. Ganz nahe an den Hafenanlagen steht ein englischer Panzerspähwagen vollkommen fahrbereit. Nur der Schlüssel fehlt, aber ein Nagel ersetzt ihn. Dann geht es in rasender Fahrt durch die lichterloh brennende Stadt über die Trümmerhaufen nach dem Ausgang. „Wir mußten ordentlich wuchten, denn die Karre war schwer zu schalten, und schließlich hatten wir ja selbst noch nie einen Panzerspähwagen gefahren. Aber es ging." Mit voller Fahrgeschwindigkeit am ersten französischen Posten vorbei. Ihm werfen sie einige Brocken in Englisch zu, die sie während ihrer dreitägigen Gefangenschaft aufgeschnappt hatten, und die die Franzosen natürlich nicht verstanden. Aber es erschien glaubwürdig. Mützen hatten sie ja nicht mehr auf. Der Franzose nahm sie vollauf für Engländer. Auch der zweite französische Posten ließ sie anstandslos passieren.

Jetzt allerdings kam das große Pech. Ein Ruck, und der ganze Karren liegt im Straßengraben, und dazu noch bei Nacht. Nun kann sie nur noch ihre eigene Frechheit retten. In rasender Geschwindigkeit kommt ein französischer LKW. Sie stoppen ihn, schwingen sich hinten auf und schmeißen den Franzosen ein paar englische Brocken hin. Die Franzosen schweigen etwas mürrisch — gegenseitige Verständigung nicht möglich. Nun biegt der Wagen wieder nach links ab und entfernt sich von der für sie richtigen Entfernung. Also springen sie ab, gehen in aller Seelenruhe ein paar hundert Meter im Schritt, um nicht aufzufallen, und machen sich dann in die Büsche. Sie haben sich ein gutes, nicht einzusehendes Gelände hinter ein paar dichten Hecken ausgesucht. Die ganze Nacht hindurch können sie jetzt das Mündungsfeuer der deutschen Artillerie beobachten. Am nächsten Tage geht es weiter, quer durch kleine Kanäle, über die sie wegschwimmen oder springen müssen. Manchmal treten sie zu kurz und stehen plötzlich bis an den Hals im Wasser. In der nächsten Nacht treffen sie nach einem einstündigen Marsch auf die deutschen Vorposten und werden bei unseren Truppen mit Hallo begrüßt.

II.

Zwischen dem Einsatz unseres Geschwaders auf die Luftwaffenstützpunkte um Paris und auf die gegnerischen Bewegungen im Raume nördlich und nordöstlich von Paris haben wir das Schlachtfeld von Dünkirchen aufgesucht. Die Ziele unserer Bombenangriffe dieser letzten schicksalsschweren Wochen lagen nun greifbar nahe vor uns. Erst dieser Anblick hat uns ein wahres Bild von der aus der Luft und im Feuer der Abwehr nur unvollkommen erkennbaren zerschmetternden Wirkung unserer Waffe geben können. Ein Bild, dessen furchtbare Eindringlichkeit alle bisherigen Vorstellungen von Waffenwirkungen übertrifft.

Was die zerschlagenen und verwüsteten Ortschaften, Straßen, Brücken, Kanäle, Hafen- und Molenanlagen im Raume von Dünkirchen, Nieuport, Ostende, was das unbeschreibliche wüste Chaos der Flucht und der unübersehbaren Trümmerfelder der ausgebrannten, zerschossenen und vernichteten Panzer-, Fahrzeug- und Materialmassen aller Art offenbaren, das hat die Kriegsgeschichte noch nicht gesehen. Der Einsatz der damals gegen Deutschland mobilisierten Kriegsindustrie der halben Welt hat in den Großkämpfen der Jahre 1917/18 den Begriff der Materialschlacht geprägt. Die Bilder der Flandernschlacht von 1940 zeigen eine Steigerung dieses Begriffes in Formen, die alle Erwartungen übertreffen. Vor allem zeigen diese Schlachtfelder aber mit der ganzen rücksichtslosen Wahrheit der kriegerischen Tatsachen auf Schritt und Tritt das ganze Ausmaß der Katastrophe der alliierten Armeen.

Uns schienen die Bilder der durch polnischen Starrsinn und Größenwahn erzwungenen Zerstörungen von Warschau das Höchstmaß an Wirksamkeit der schweren Waffen, insbesondere der Bomben unserer Kampfgeschwader, darzustellen. Das Trümmerfeld der letzten Bastion des fliehenden britischen Expeditionskorps, wenige Kilometer vor der Küste Großbritanniens, stellt selbst Warschau in den Schatten.

Schon in den Ortschaften im nahen Umkreis der Festung Dünkirchen, beispielsweise in dem kleinen belgischen Seebad La Panne, hart an der belgisch-französischen Grenze, zeichnet sich der Zusammenbruch von Dünkirchen ab. Hier deuten die Spuren der Schlacht auf die schweren Kämpfe unserer Infanterie. In den engen Straßen der Ortschaften stauten sich die gegnerischen Kolonnen der Panzer und der motorisierten Infanterie zu unentwirrbaren Knäueln. Buchstäblich durchsiebt recken lange, mehrreihige Kolonnen brauner Panzer mit der blau-weiß-roten Kokarde ihre MG-Läufe und Kanonenrohre nord- und westwärts in die Richtung des deutschen Ansturms auf den Straßen von Ostende und Furnes. Zentnerweise liegen die Berge der Panzer- und Infanteriemunition verstreut auf den staubigen Straßen, auf den Feldwegen, in den Widerstandsnestern und Häusern, Gärten und Feldern. Dazwischen Tausende und Tausende von Gewehren, Karabinern, Handfeuerwaffen, Seitengewehren, Spaten und Infanterieausrüstungen.

Die meisten Übergänge über die vielen Kanäle und Wasserwege sind gesprengt oder durch Artilleriefeuer zerstört. Auf den Wiesen und Feldern um Dünkirchen traben ganze Herden von Pferden der geschlagenen britisch-französischen Regimenter und Kolonnen. Sie weiden dort, unbekümmert um die zusammengeschossenen Kadaver ihrer vom Feuer der Schlacht getroffenen Pferdekameraden.

Die Straßenzüge von Dünkirchen sind Trümmerhaufen von unvorstellbaren Ausmaßen. Ein Bild grotesker Zerstörung bietet der Markt mit seinen einstigen altflandrischen Giebelhäusern. Einsam im Meer dieser Zerstörung steht mitten auf dem Markt zwischen den englischen und französischen Stellungen und Gräben in

*

Seemannsstiefeln und Dreispitz die Statue des in Dünkirchen geborenen französischen Seehelden Jean Bart.

Die Hauptvernichtungsarbeit der Luftwaffe und der schweren Artillerie zeigen die Hafenbassins, die Schiffskais und ihre weitläufigen Bahn- und Transportanlagen. Sie bieten geradezu Schulbilder der Wirkung von Bombenangriffen auf Transportflotten und ihre Hilfsmittel. Dicht nebeneinander liegen die Masten und Aufbauten der versenkten Transportschiffe. Eine dicke schwarzbraune Schicht von Öl und Teer bedeckt das Wasser. Es ist angefüllt von den Planken und Trümmern versenkter Schiffe und Boote. Dazwischen schwabbern Rettungsringe und Autoreifen, Koffer und Kisten, Wäsche und Zeltbahnen, und mitten dazwischen wie ein hinterlassener naiver Witz, eine Illustration zu den frontfernen Schreibereien englischer Blätter über ihre „unbesiegte Fußballmannschaft“ tatsächlich — ein Fußball. Einige Transporter liegen kieloben, dicht an den vielfach zerschmetterten Steinwänden der Bassins.

Unmittelbar neben und über ihnen zeigen die Betonwände und Verladerampen des Kais Bombentreffer neben Bombentreffer. Im weiten Umkreis sind die Trümmer übersät mit schweren Pflastersteinen. Der Druck der Explosion hat sie zerrissen und zerstreut, als wären es Papierbälle. Hat die Ebbe ihren Tiefstand erreicht, so zeigen sich diese zerstörten und zerschmetterten Hafenbassins in trostloser Entblößung. Für Stunden verdeckt dann wieder die strömende Flut ihre Wunden, bis der ewige Wechsel der Natur von neuem einsetzt. Zerbrochenem Kinderspielzeug gleich reichen zwei Kanonen eines versenkten Transporters noch gerade über die Oberfläche des Wassers. Schon spült der weiße Gischt der Flut um ihre Mündungen und Verschlüsse. In Minuten wird das strömende Wasser in den Rohren stehen. Den Hintergrund dieser Bilder des zerstörten Hafens bilden auf der einen Seite die Ruinen der zertrümmerten Straßenzüge um den Markt, auf der anderen Seite die düstere Rauchwand und die lodernden Flammen der Feuersbrunst der Öl- und Tanklager.

Scharf brennt die Junisonne. Die drückende Schwüle des heißen Sommertages lastet über den Bergungskommandos, die sofort nach der Einnahme der Stadt eingesetzt wurden, aber in der kurzen Zeit bei weitem noch nicht alles bergen konnten.

Beim Besuch eines Gefechtsstandes der Kameraden von der Artillerie begrüßte uns der Batteriechef herzlich mit den Worten: „Ihr seid unsere besten Freunde!“ Dann erzählen sie begeistert von den ständig beobachteten entlastenden Erfolgen der Luftwaffe in ihrem Kampfe um und in Dünkirchen. Solche spontanen Beweise der Verbundenheit der anderen Waffen mit der unsrigen finden wir immer häufiger.

In weitem Umkreis des Strandes und der Reede schlagen die Schaumkronen der Wellen um die Wracks versenkter Zerstörer und Transporter. Einige ragen noch eben in der Ferne aus dem Wasser, andere liegen dicht am Strande — ein einziges symbolisches Bild der Flucht Englands in das Meer. An der Mastspitze eines